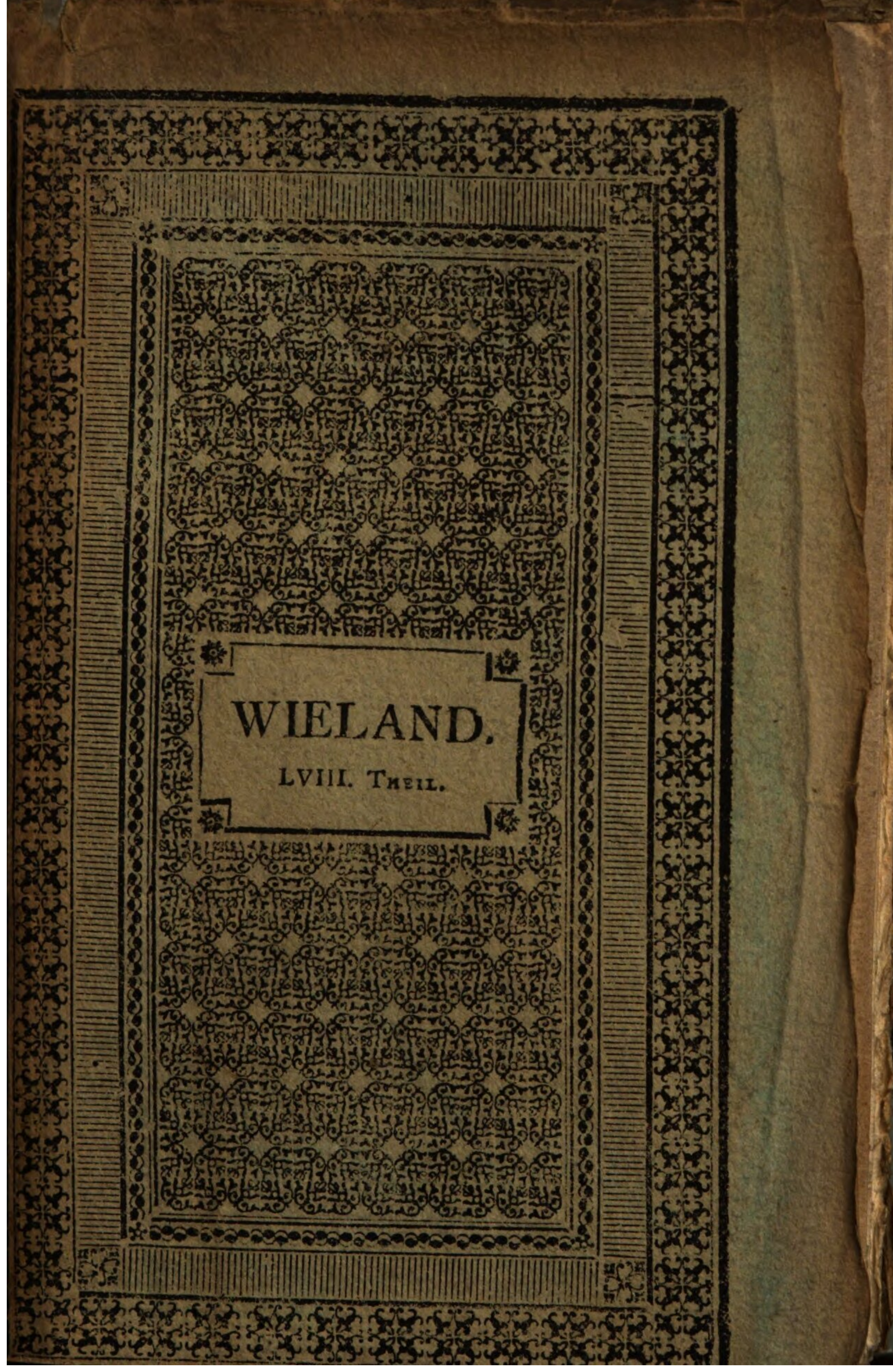


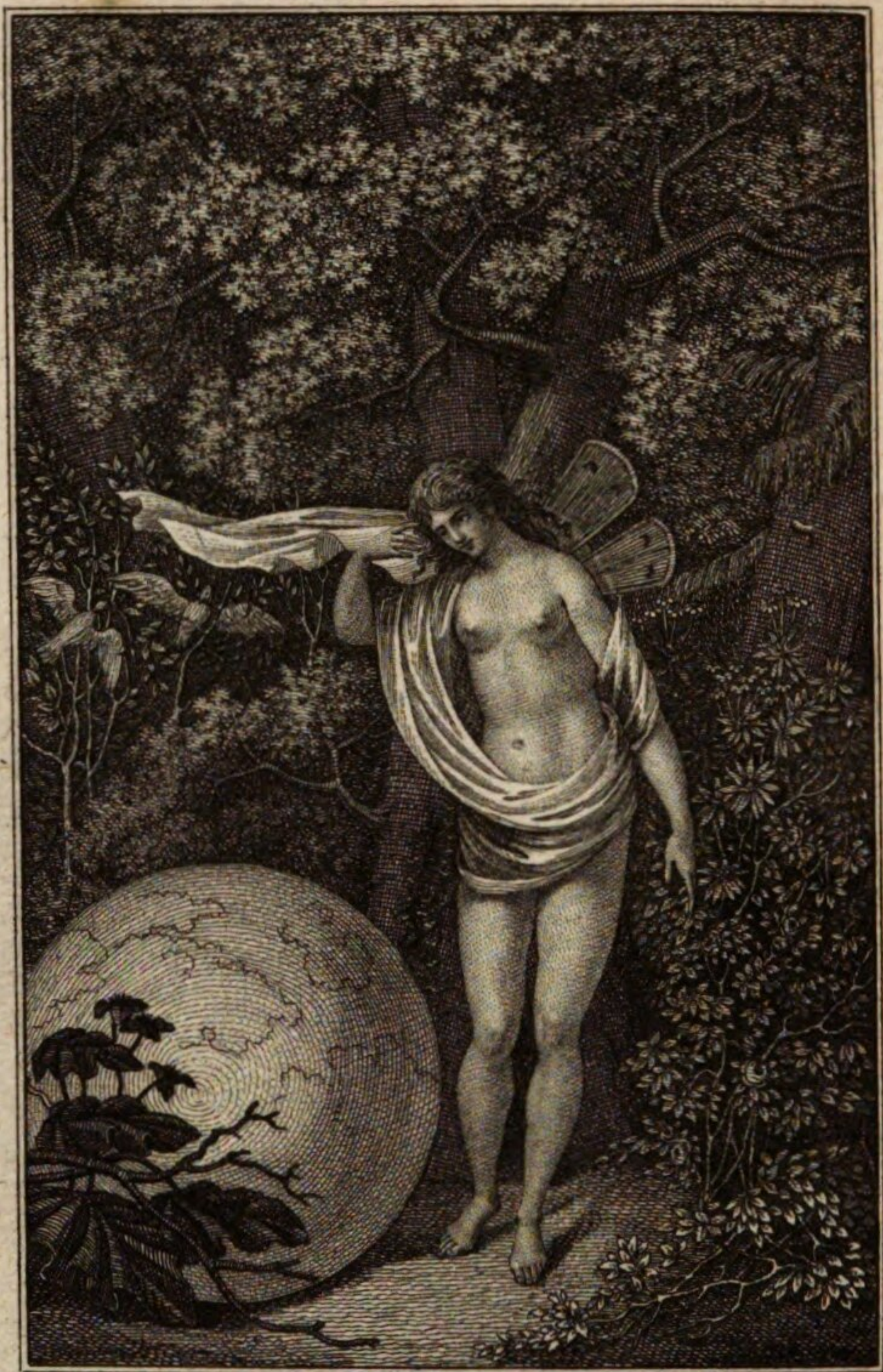


WIELAND.

LVIII. THEIL.

LD 5886

105



Blaschke sc.

PSYCHE.

SÄMMTLICHE WERKE •

VON

C. M. WIELAND.

LVIII. B A N D.



W I E N.

G E D R U C K T

BEY JOHANNA SCHRÄMBL.

1 8 0 4.

1973, 100

VORBERICHT.

Gespräche unter vier Augen sind ordentlicher Weise nicht bestimmt das Publikum zum Zuhörer zu haben. Ein paar Freunde, die allein zu seyn glauben, besorgen weder mißverstanden noch unredlich gedeutet zu werden, jeder spricht wie er denkt, und ist versichert, daß sein Freund, wenn er auch nicht immer seiner Meinung ist, oder den Gegenstand, wovon die Rede ist, in einem andern Licht oder von einer andern Seite betrachtet, ihm wenigstens eben dieselbe Gedankenfreyheit zugesteht, wozu er sich selbst berechtigt hält.

Aber auch ohne diese Rücksicht liegt schon in der Natur eines Gesprächs unter vier Augen eine gewisse Sicherheit, die bey keinem andern Statt findet, ja bey einem bloßen Selbstgespräche kaum grösser seyn kann, und man spricht da unfehlbar manches, was in Gegenwart eines Dritten entweder gar nicht, oder doch nicht so freymüthig und zurückhaltend gesprochen worden wäre.

Wahrscheinlich muß also ein unvermutheter Lauscher an der Wand, dem die Kunst geschwind zu schreiben oder ein ungewöhnlich glückliches Gedächtniß zu Dienste stand, an den gegenwärtigen vertraulichen Unterredungen heimlich Theil genommen, und ein gutes Werk zu thun vermeint haben, wenn er den Gedanken der redenden Personen, an welchen er den unverkennbaren Karakter der Wahrheitsliebe, Mäßigung und Wohlgesinntheit zu erkennen glaubte, einen dauerhaf-

tern Leib gäbe, als die lustige Hülle, in welcher bloß gesprochne Worte, sollte ihr Inhalt auch ewig zu dauern verdienen, eben so schnell als sie gehört werden, in dem Ocean zerfließen, der seit Jahrtausenden so unendlich viel Weisheit und Thorheit unwiederbringlich verschlungen hat, ohne die geringste Spur davon zurück zu lassen.

Der unsichtbare Lauscher konnte seinen Einfall um so leichter bewerkstelligen, da alle diese Gespräche auf dem Landsitze eines der Interlokutoren unter einer dichten Sommerlaube gehalten wurden, welcher man sich aus dem benachbarten Gebüsche ohne bemerkt zu werden nähern konnte.

Wie es aber auch damit zugegangen seyn mag, so bleibt, auf alle Fälle, der Herausgeber allein für die öffentliche Bekanntmachung verantwortlich, und nimmt

die Pflicht, seine anspruchlosen und nichts böses besorgenden noch bezweckenden Freunde im Nothfall zu vertreten, um so williger auf sich, da er sich versichert hält, daß diese Gespräche schwerlich einen einzigen unbefangenen Leser finden werden, der im Ernste wünschen könnte, daß sie weder aufgeschrieben noch gedruckt seyn möchten.

*Quid dulci voveat nutricula majus alumno,
Quam sapere et fari quod sentiat?*

Juvenal.

GESP R Ä G H E
U N T E R V I E R A U G E N .

1 7 9 8 .

GESPRÄCHE

UNTER AUCHEN

1798

I n h a l t.

- I. Was verlieren oder gewinnen wir dabey, wenn gewisse Verurtheile unkräftig werden?
- II. Über den Neufränkischen Staatseid:
„Hafs dem Königthum.“
- III. Nähere Beleuchtung der Vorzüge der repräsentativen Demokratie vor der monarchischen Regierungsform.
- IV. Was ist zu thun?
- V. Entscheidung des Rechtshandels zwischen Demokratie und Monarchie.
- VI. Die Universal - Demokratie.

Inhalt

I. Was ist ein Vektorraum?
Def. Was ist ein Vektorraum?
Beispiele.

II. Lineare Abbildungen
Def. Was ist eine lineare Abbildung?

III. Matrixdarstellung
Def. Was ist die Matrixdarstellung einer linearen Abbildung?

IV. Determinanten

V. Lineare Abbildungen
Def. Was ist eine lineare Abbildung?

VI. Die lineare Abbildung

I.

Was verlieren oder gewinnen wir
dabey, wenn gewisse Vorurtheile
unkräftig werden?

Sinibald.

Darf man fragen, Geron, was deinen
inwendigen Menschen so stark beschäfti-
get, daß ich schon eine gute Weile vor
dir stehe, bevor du mich gewahr wirst.

Geron.

Das solltest du wohl schwerlich erra-
then, Sinibald.

Sinibald.

Vielleicht doch! Arbeitest du etwa an
einer neuen Konstitution für die West-
franken?

G e r o n .

Die wird sich wohl bald genug von selbst machen!

S i n i b a l d .

Oder an Berichtigung der Bedingungen , unter welchen die monarchische Regierungsform der republikanischen oder diese jener vorzuziehen sey ?

G e r o n .

Eben so gern möcht' ich einen hölzernen Bock melken , oder mit einem Haarsieb Wasser ins Fafs der Danaiden schöpfen. Du weißt , wie ich über diese Dinge denke. Das ganze Weltall ist , meiner Meinung nach , eine Monarchie , und , mit allen ihren Mängeln und Gebrechen , gewifs die beste , die man je sehen wird. Dieß vorausgesetzt , möchten die Bedingungen , unter welchen auch auf diesem kleinen oder grossen Sonnenstäubchen , das uns zu bewohnen und zu bearbeiten eingeräumt ist , die einköpfige Regierungsform vor der vielköpfigen den Vorzug behauptet und ewig behaupten wird , ziemlich leicht zu finden seyn. Aber für wen und wozu sollte ein Mann von neuem thun , was seit Plato und Aristoteles von so vielen Hunderten vergebens

gethan worden? Laß die Philosophen reden oder schweigen, die Welt geht ihren Gang: „die Könige regieren, und die Richter sprechen das Recht.“ —

Sinibald.

Aber wie?

Geron.

Das ist eine andere Frage. Ich denke, wie sie wollen, oder so gut sie können.

Sinibald.

Mit beidem ist der Welt bisher nicht viel gedient gewesen.

Geron.

Was willst du? Alles geht wie es kann; und wiewohl es durch so seltsame Krümmungen und Schneckenlinien geht, daß wackre Leute sich dadurch haben verleiten lassen, zu glauben, die ganze Schöpfung, und die arme Menschheit mit ihr, drehe sich, wie ein blinder Gaul in einer Rossmühle, ewig in einem und eben demselben Kreise herum, so fällt es doch, däucht mir, von einem Jahrhundert zum andern ziemlich stark in die Augen, daß es vorwärts geht; und so hoffe ich denn zu Gott, es werde sich am Ende finden, daß alles

gegangen sey, wie es der Monarch und alleinige oberste Direktor der einen und unzertrennbaren Republik des Weltalls haben wollte, und der grofse Zweck —

Sinibald.

Verzeih, daß ich dir ins Wort falle, Geron! Der grofse Zweck der Menschheit (denn, was über diese geht, ist über unserm Horizont) kann doch wohl kein andrer seyn, als das Menschengeschlecht, dem dieser Planet zu verwalten und zu benutzen gegeben ist, von Stufe zu Stufe endlich so weit zu bringen, daß alle Menschen nur Eine Familie ausmachen, die keinen andern Regenten habe, (und, wenn sie erst so weit gekommen wäre, keines andern bedürfte) als die allgemeine Vernunft, und also zugleich die reinste und vollkommenste Monarchie, und die freyeste, wohlgeordnetste und glücklichste Republik wäre, die sich nur immer denken läfst.

Geron (lächelnd.)

So weit mit dir vorwärts zu fliegen, guter Sinibald, sind meine Schwungfedern nicht mehr elastisch genug. Ich

kenne dermahlen nur Eine Republik, die gerade das ist, was sie seyn soll —

Sinibald.

Und die wäre — ?

Geron.

Die, von welcher du und ich Mitglieder sind, und die, Dank ihrer Unsichtbarkeit! in, mit und unter allen Monarchien, Tetrarchien ¹⁾ und Anarchien, Aristokratien, Demokratien, Gynäkokratien und Hierokratien, ihren stillen Gang fortgeht, und so lange fortgehen wird, bis entweder die goldne Zeit, von der du sprachst, gekommen seyn wird, oder der allgemeine Brand, womit die Stoiker unsern Erdball bedrohten, dem ganzen bisherigen Wesen und Unwesen ein Ende machen, und eine neue verglasete Schöpfung hervorbringen

1) Geron deutet vermuthlich mit diesem Wort auf eine Epoke, da vier große Mächte, vermöge des respektablen Rechts des Stärkern, über die Welt im Kleinen, oder das, was Geron ein großes Sonnenstäubchen nannte, willkührlich zu disponieren anfangen; eine Epoke, deren nähere Bestimmung die Chronologen unter sich ausmachen mögen.

wird, über deren vermuthliche Beschaffenheit, und was für eine Konstitution sich wohl für glasartige Menschen am besten schicken möchte, wir uns die Köpfe nicht zerbrechen wollen.

Sinibld.

Darüber sind wir einverstanden. Aber auf diesem Seitenwege hätten wir bald vergessen, daß du mir meine Frage noch nicht beantwortet hast.

Geron.

Und was war es denn gleich? — Ja, nun besinne ich mich — du wolltest wissen, womit meine Gedanken beschäftigt waren, als du herein kamst. So rathe denn!

Sinibald.

Wenn es nicht eine allgemeine Friedensstiftung oder der Stein der Weisen ist, so geb' ichs auf.

Geron.

Nun, so wisse denn, Bruder! — ich arbeite — erschrick nicht! — an einer Apologie der Vorurtheile.

Sinibald.

Du? an einer Apologie der Vorurtheile? — Das gesteh' ich! da hätt' ich lange raten können, eh'ich auf eine so selt-

same Möglichkeit gefallen wäre! — Nun ja freylich sind die Gegenstände, worüber sich etwas Neues sagen läßt, ziemlich verbraucht, und so kann es sich ja wohl ereignen, daß ein Ehrenmann, der nichts anders zu thun hat, in die Versuchung gerathen mag, sich selbst und die Welt mit Paradoxen zu unterhalten, um zu sehen, wie weit es ihm gelingen könne, einer Ungereimtheit den Schein der Wahrheit zu geben.

G e r o n.

Dießs wäre denn doch nicht der Fall, lieber Sinibald. Denn, wofern ich auch nichts bessers zu thun wüßte, hab' ich nicht Kinder um mich, mit denen ich — spielen könnte? Oder kann ich nicht schlafen? — Oder, wenn alles andre fehlt, mir wie Horaz helfen und — Verse machen?

S i n i b a l d.

Das wäre vielleicht nicht das schlimmste, was du thun könntest.

G e r o n.

Vielleicht, wenn ich Verse machen könnte wie Metastasio, der das beneidenswerthe Talent besaß, zu jeder Tages- oder Nachtszeit, bey jedem Wetter, in

jeder Gemüthsstimmung, über jeden Gegenstand, und auf jede Veranlassung, sogar auf allerhöchsten Befehl, sehr schöne Verse zu machen. — Und doch, wenn mich die Feen auch mit dieser seltenen Gabe begabt hätten, würde ich meine Apologie der Vorurtheile nicht in Versen schreiben; — und gerade deßwegen, weil es mir dabey um nichts weniger zu thun ist, als, wie du meinst, mit der eiteln Kunst, paradoxen Sätzen den Schein neu entdeckter Wahrheiten zu geben, groß zu thun. Die schlichteste Prose, und wenn sie noch prosaischer seyn könnte als Xenofons, ist, däucht mir, gerade das rechte und einzig schickliche Vehikel, wenn es darum zu thun ist, alte Wahrheiten gegen die Täuschungen des Witzes und die Sofismen einer falschen oder fälschlich angewandten Philosophie in den Schutz zu nehmen. Denn daß du ja nicht etwa neue unerhörte Dinge von mir erwartest, über eine Materie, die, ihrer Natur nach, der ausgesogenste aller Gemeinplätze ist —

Sinibald (lachend).

Um so viel größer wäre die Ehre, auf einem so magern und zerstampften Boden

noch irgend ein oder anderes Blümchen oder Kräutchen auszufinden , daß den Thieren , die ihn einige Jahrhunderte lang abgefretzt haben , entgangen wäre.

G e r o n .

Lafs uns ohne Bilder sprechen , Sinibald. Die gemeinnützigsten Wahrheiten sind alt, und eben darum, weil sie alt sind, wirken sie wenig. Es mag wohl einiges Verdienst dabey seyn, wenn man sie unter irgend einer neuen gefälligen Gestalt wieder in Umlauf zu setzen weiß: aber mir dünkt, dieser Kunstgriff thut selten eine andere Wirkung, als daß man sich an der neuen Einkleidung ergetzt, wenn sie gefällig ist, ohne daß die alte Wahrheit selbst dadurch in größere Achtung kommt.

S i n i b a l d .

Ich habe doch wohl eher gesehen, daß eine neue Perücke einen alten wurmstichigen Herrgott, oder ein neuer Anzug eine in Verfall gekommene Mutter Gottes in einer Dorfkirche wieder zum Gegenstand der eifrigsten Andacht bey unserm guten Landvolke machte.

G e r o n .

Das mag bey alten Idolen angehen,

Freund; aber ich zweifle sehr, ob es mit alten Wahrheiten eben dieselbe Bewandtniß habe. Wahrheit, mein Lieber, ist, wie du weißt, so sehr für den gesunden Menschenverstand, und dieser so ganz für jene gemacht, daß sie für ihn gar keines Auffrischens und Herausputzens bedarf; je nackter sie ihm dargestellt wird, je gewisser ist sie, ihn einzunehmen. Das Übel ist nur, daß das reine Gold der Wahrheiten, von welchen hier die Rede ist, durch die Länge der Zeit, durch die Veränderungen der Umstände, und durch die natürlichen Folgen der menschlichen Gebrechlichkeit, nach und nach so sehr mit schlechtem Metall vermischt und verfälscht wurde, daß es endlich aufhörte Gold zu seyn, und von dem, was es ursprünglich war, nur noch den Nahmen behielt. Und dieser Nahme ist es denn, wodurch der große Haufe betrogen wird, der in seiner Einfalt gewohnt ist die Zeichen mit den Sachen zu verwechseln, und unter der Gewähr des Nahmens sich verfälschte Waare für echt aufhängen zu lassen.

Sinibald.

Nur zu wahr! Aber was werden die Vor-

urtheile, die du in deinen Schutz nehmen willst, durch dieses Gleichniss, und den Satz, den du dadurch erläutern willst, gewinnen?

G e r o n.

Das erräthst du nicht, Sinibald? So stelle dir Wahrheiten und Vorurtheile als eine grosse Menge goldner Münzen von allerley Schwere, Gehalt und Jahrzahl vor, wovon einige echt, andere falsch, die meisten aber mit mehr oder weniger Kupfer dergestalt vermischt wären, daß bey vielen sich nur die Hälfte, bey andern nur der dritte oder vierte Theil reines Gold befände. Laß uns ein Land annehmen, worin diese ungleichartigen Goldmünzen, unter der Gewähr eines gesetzmässigen Stempels, alle für echt gälten, und erlaube mir noch (zum Behuf der Anwendbarkeit meines Gleichnisses) zwey Umstände vorauszusetzen: erstens, daß die stufenweise Verschlechterung dieser Münzen nach und nach in gewissen Zeitpunkten vorgegangen, und zweytens, daß alles Gold, das sich in diesem Lande befinde, in der besagten Masse gemünzten Goldes stecke. Nun laß uns annehmen, das Volk dieses Landes hätte

sich lange Zeit mit dieser Münze beholfen, ohne die Verfälschung gewahr zu werden; es träte aber endlich eine Zeit ein, da die Ungelegenheiten einer solchen Münzverfassung sich täglich immer stärker verspüren ließen, und also dem Volke viel daran gelegen wäre, daß dem Übel je eher je lieber abgeholfen würde: was, meinst du, sollte wohl eine weise Regierung in einem solchen Falle zu thun haben? — Die geringhaltige Münze auf einmahl außer Kurs zu setzen, würde eine höchst nachtheilige Stockung in Handel und Wandel verursachen, und einen Theil des Volkes auf einmahl um sein ganzes Vermögen bringen. Man dürfte sie also nicht anders als nach und nach, so unmerklich als möglich, aus dem Umlauf nehmen, um sie in der Münze, nach vorgängiger Scheidung, zu Goldstücken von echtem Gehalt umzuprägen. Damit aber der Schade, der aus dem fortwährenden Umlauf einer Masse von Goldmünzen, die bisher an Zahlungswerth gleich, und doch so ungleich an reinem Gehalt wären, so viel möglich verhütet würde, wäre wohl kein ander Mittel, als diese Münze scharf probieren zu lassen,

dann zu sortieren, und den äufsern Preis einer jeden Sorte nach und nach auf den Befund ihres innern Werthes herabzusetzen: da sie dann immerhin noch so lange zirkulieren möchten, bis man sie ohne sonderlichen Nachtheil gänzlich außer Kurs setzen, und gegen vollgültige Stücke auswechseln könnte. Dünkt dich nicht, Sinibald, daß dieß in dem vorausgesetzten Falle die Verfahrungsweise einer jeden verständigen Obrigkeit seyn würde?

Sinibald.

Ich sehe, wo du hinaus willst, Geron, aber nicht, wie du bey der Anwendung deines Gleichnisses bestehen wirst. Da ich dir so viele Voraussetzungen erlauben mußte, so ist nicht mehr als billig, daß du mir eine einzige gestattest.

Geron.

Von Herzen gern, und mehr als Eine, wenn du ihrer nöthig hast.

Sinibald.

Ich denke mit dieser einzigen auszureichen. Gesetzt also, es fände sich glücklicher Weise irgend ein großmüthiger Adept, der sich erböte, deinem mit verfälschter Münze überladenen Volke auf einmahl davon zu helfen, indem er

ihnen, ohne sich darum zu bekümmern, wie viel Karate feines Gold mehr oder weniger in ihren unechten Dukaten stecken möchten, für jedes geringhaltige Stück ein vollhaltiges von gleichem Zahlungswerth, ohne allen Aufwechsel oder Abzug, geben wollte: würdest du deine Leute nicht für ausgemachte Thoren erklären müssen, wenn sie sich eines so vortheilhaften Tausches aus dem lächerlichen Grunde weigerten, „es wäre doch immer ein Achtel oder Sechstel oder Drittel feines Gold in ihrer Münze, dessen sie sich berauben würden, wenn sie das Anerbieten des Adepten Statt finden liessen?“

G e r o n.

Dacht' ichs nicht, sobald ich dich mit deinem großmüthigen Adepten kommen sah! Ich wäre also deinem weisen Meister noch vielen Dank schuldig, daß er mir die Mühe des Scheidens ersparte, die nun gerade nicht so kurzweilig ist, daß man ihrer, wenn es seyn könnte, nicht lieber überhoben wäre? Aber laß dir sagen, lieber Sinibald, daß mein Volk, glücklicher — oder (in deiner Hypothese) unglücklicher Weise, keinen G l a u b e n an deinen Goldmacher

hat ; dafs es seinem filosofischen Golde nicht traut , und aus Furcht , für gutes natürliches Gold , wovon doch immer noch ein Theil in seinen gewohnten Münzen steckt , eine Komposition von gar keinem Werthe zu empfangen , lieber das Gewissere spielen , und das seinige , wie wenig es auch sey , behalten , als Gefahr laufen will , beym Erwachen aus einem Traum voll goldner Berge nach Luft zu greifen und nichts zu haben.

Sinibald.

Desto schlimmer für dein Volk , dafs es so mißtrauisch ist , wo es in der That nichts zu fürchten und so viel zu gewinnen hat!

Geron.

Das würdest du ihm nicht sehr übel nehmen , wenn du bedächtest , wie oft es schon von Schatzgräbern und Sonntagskindern betrogen worden ist , die sich für grofse Adepten ausgaben , und am Ende doch nur als Meister in der Kunst , einfältigen Leuten das Geld aus dem Beutel zu locken , befunden wurden.

Sinibald.

Du wirst so billig seyn , lieber Geron , meinem Adepten zuzutrauen , dafs es

ihm weder an Willen noch an Vermögen fehlt, alle, die nicht aus unverzeihlichem Eigensinn Augen und Ohren vor ihm verschliessen, zu überzeugen, daß sein philosophisches Gold wahres Gold von vier und zwanzig Karaten ist. Aber auch ohne das würde dein Volk, wenn ich dich recht verstanden habe, wenig bey meinem weisen Meister wagen.

Geron.

Wie so?

Sinibald.

Von dem Augenblick an, da es unter dem Volke bekannt worden ist, daß sich unter der zirkulierenden Goldmasse eine Menge falscher und sehr geringhaltiger Stücke finden, wird sich natürlicher Weise auch ein Mißtrauen verbreiten, das dem ehmaligen blinden Glauben des Volks an seine Münzen um so mehr Abbruch thun wird, da das Gerücht und die Einbildung bey solchen Gelegenheiten das Übel immer zu vergrößern pflegen, und es überdiß nicht an Leuten fehlen wird, die aus Neugier oder Gewinnsucht, oder aus welchem andern Beweggrund es seyn mag, sich die Mühe geben werden, die verdächtigen Münzen zu probieren, und

dem Publikum, durch ihre Berichte und Warnungen, auch gegen die bessern Mißtrauen beyzubringen. Laß uns, um eher zum Ziele zu kommen, sogleich die Anwendung dieses Gleichnisses auf den Gegenstand unsers Gespräches machen. Du verstehst unter den verschiedenen Goldmünzen, die von alten Zeiten her unter deinem Volke herumlaufen, Wahrheit, Irrthum und Vorurtheile: Wahrheit ist das feine Gold, Irrthum die falsche Münze, die Vorurtheile die geringhaltigen Stücke, welche mehr oder weniger werth sind, je nachdem mehr oder weniger von jener oder diesem darunter befindlich ist. So lange das Volk die letztern für wahr hält, weil ihm nie eingefallen ist an ihrer Echtheit und Gültigkeit zu zweifeln, so sollen sie (wie ich dir einstweilen unpräjudicierlich zugeben will) ungefähr die nehmliche Wirkung thun, als ob sie durchaus wahr wären. Aber wie lange wird das dauern? Gewiß nicht länger als die Leute von niemand in diesem ihrem Glauben gestört werden. Laß sich einmahl eine Anzahl angeblicher Scheidekünstler hervorthun, die sich ein Geschäft daraus machen, die Vorur-

theile und Meinungen des Volks auf die Kapelle zu bringen, und ihren wahren reinen Goldgehalt öffentlich anzuzeigen: von dieser Stunde an fängt auch das Gebäude an zu schwanken, das bisher auf einem so lockern Grunde ruhte. Diese Wirkung wird zwar nicht sogleich merklich seyn; aber einem aufmerksamen Beobachter werden die Zeichen der Veränderung nicht entgehen, die in dem Glauben, den Gesinnungen und den Sitten des Volks vorgeht, wiewohl das Übel oft ziemlich lange im stillen um sich greift, und daher, wenn es endlich zum Ausbruch kommt, Leute, die alles immer nur aus der nächsten Ursache erklären wollen, in mächtiges Erstaunen setzt.

Geron.

Nur zu wahr! Und gerade diese Erfahrungssache ist es, was mich immer gegen die unzeitigen und unbehutsamen Volksaufklärer aufgebracht hat.

Sinibald.

Es ist nicht zu läugnen, daß diese Leute Schaden thun; aber ich sehe nicht wie du das verhüten willst; es wäre denn, du gedächtest dich für die Meinung der

Königin Semiramis in den Göttergesprächen zu erklären, und darauf anzutragen, daß das Licht, das dem menschlichen Verstande durch die Kultur der Wissenschaften aufgeht, gleich dem heiligen Feuer der Vesta, ausschließlich in der Verwahrung eines besondern Ordens seyn sollte, der, unter Oberaufsicht der Regierung, dem Volke nur gerade so viel davon zutheilen dürfte, als seine Obern für gut fänden.

Geron.

Nicht, als seine Obern für gut finden, sondern als dem Volke wirklich gut und heilsam ist.

Sinibald.

Und wer soll darüber entscheiden, wie viel Licht dem Volke gut und heilsam ist? Doch wohl seine Obern? Oder wem wolltest du es sonst auftragen? Wenn du es den Aufklärern überlassen wolltest, so werden sie eines von beiden thun: entweder sich selbst in ihrem Geschäfte keine Grenzen setzen, oder sich um die Gebühr mit den Obern einverstehen, das arme Volk in Dummheit und Unwissenheit zu erhalten, weil man doch nun einmal in dem Wahne steht, daß ein un-

wissendes Volk leichter zu regieren sey als ein aufgeklärtes.

Geron.

Die Erfahrung zeugt in unsern Tagen so laut vom Gegentheile, daß ich gewiß bin, die Zeit ist nahe, da man von diesem armseligen Wahn auf ewig zurück kommen wird. Der erste große Fürst, der Verstand und Kenntniß der menschlichen Natur und der menschlichen Dinge genug haben wird, um überzeugt zu seyn, „daß gesunder Verstand allen Menschen, den niedrigsten wie den höchsten, unentbehrlich ist um — Menschen zu seyn,“ und der dieser Grundmaxime in allem ohne Ausnahme gemäß handeln wird, wird durch sie allein, ohne die geringste Erschütterung, still und unvermerkt, wie die Natur in ihren wohlthätigsten Wirkungen zu verfahren pflegt, eine große, in ihren Folgen unendlich nützliche Verbesserung in seinem Staate bewirken, und dann aus eigener Erfahrung bezeugen können, daß keine Regierung sicherer, fester und weniger Reibungen und Stockungen unterworfen ist, als die Regierung über ein zum gesunden Verstand reif gewordenes Volk. Von der

Wahrheit dieser Maxime ist bereits jedermann theoretisch überzeugt; und es bedarf nur noch ein einziges, großes, stark in die Augen leuchtendes Beyspiel, so wird in weniger als zehn Jahren kaum noch — der Bey von Tripoli über Barbaren und Sklaven herrschen wollen.

Sinibald.

Bravo! So wären wir ja einverstanden. Aber wo bleibt da die Apologie der Vorurtheile?

Geron.

Die geht ruhig ihren Gang fort, Sinibald.

Sinibald.

Du scherzest. Was hätte denn gesunder Verstand mit Vorurtheilen zu schaffen? Von dem Augenblick an, da ein Volk zum gesunden Verstand reif geworden ist, wie du es nennest, hat es keine Vorurtheile mehr, und bedarf keiner mehr.

Geron.

Aber, mein lieber Sinibald, das mußt du doch so gut wissen als ich, daß wir und jedes andere Volk auf diesem Erdenrunde noch ziemlich weit von diesem glücklichen Zeitpunkt entfernt sind. Wahr-

lich, bevor wir dieses große Ziel erreichen, werden noch allerley Anstalten getroffen werden müssen; und gerade an denen, die uns allein so weit bringen können, fehlt es noch am meisten. Bis dahin, mein Freund, werden wir wohl thun, unsern schreibseligen Weltverbesserern zu empfehlen, daß sie gewisse Vorurtheile unangetastet lassen; und unsere Obern werden bloß ihre Schuldigkeit thun, wenn sie die Herren, die nicht auf guten Rath hören wollen, ein wenig auf die Finger klopfen.

Sinibald.

Ich sehe wohl, daß ich mir vor allen Dingen eine kleine Erklärung von dir ausbitten muß, was das für gewisse Vorurtheile sind, zu deren Unverletzlichkeit ein so wohl denkender Mann wie du seine Stimme so fest entschieden giebt?

Geron.

Vor allen Dingen will ich dir eine kleine Geschichte erzählen wenn du Geduld hast sie anzuhören.

Sinibald.

Sehr gern.

Geron.

Es war einmahl ein Mann, der sich

viele Mühe gegeben hatte, ein guter Arzt zu werden, und dem es so wohl gelungen war, daß der Ruf seiner Geschicklichkeit und seiner glücklichen Kuren in alle Lande ausging. Dieser Ruf kam endlich auch bis zu den Ohren der Herren Bürgermeister und Rath des durch den berühmten Jean Paul nicht weniger berühmt gewordenen Reichsdörfchens oder Städtchens Ruhschnappel; und da sie eben eines Stadtarztes benöthigt waren, so wurden sie einig, den besagten Arzt unter ziemlich annehmlichen Bedingungen an diese Stelle zu berufen. Dieser mochte sich aus der Geschichte des berühmten Armen-Advokaten Siebenkäs eine Vorstellung von der löblichen Reichsstadt Ruhschnappel gemacht haben, die ihm von einigen Jahren Aufenthalt daselbst eine reiche Ernte neuer Beobachtungen zu Beförderung der Menschenkunde und Menschenliebe und zu Vermehrung seiner medicinischen Kenntnisse versprach. Kurz, er nahm den Ruf an, und fand an seinen neuen Patienten, besonders denen vom dritten Stande, ein wohlgesinntes Völkchen, das ihn, auf seinen bloßen Ruf und sein ehrliches Gesicht hin, mit

einem Enthusiasmus aufnahm, der kaum gröfser hätte seyn können, wenn er bereits einige Dutzend wichtige Kuren an ihnen verrichtet gehabt hätte. Die guten Leuten liefsen sichs nicht einfallen, den Grund oder Ungrund dieses Rufs zu untersuchen. Alles was die Natur oder ein glücklicher Zufall zu Genesung der Kranken that, schrieben sie treuberzig ihrem Äskulap zu; aus jedem von ihm geheilten Schnupfen, Husten, oder Verdauungsfieber machten sie eine Wunderkur, unterwarfen sich allen seinen Vorschriften blindlings, verschluckten mit dem gewissenhaftesten Gehorsam alle seine Pillen, Pulver und Tränkchen, und behaupteten gegen alle durchreisende Fremde, das seines gleichen nirgends gefunden werde. Bey diesem auf lauter Vorurtheilen gegründeten Glauben an ihren geschickten und sorgfältigen Stadtarzt hatte sich nun der Senat und das Volk von Kuschnappel eine geraume Zeit wohl befunden; als ein naseweiser junger Patrizier des Orts, der unter seinen Mitbürgern für einen grossen Kopf galt, auf den Einfall kam, eine Art Satire gegen Ärzte und Arzneykunst herauszugeben, worin er zwar

nicht in Abrede seyn wollte, daß der Poliaten von Kuhschnappel ein sehr großer Arzt sey, aber nur behauptete, an der Arzneykunst selbst sey ganz und gar nichts; es gebe entweder gar keine Heilkräfte in der Natur, oder wenigstens wüßten die Menschen sie weder zu finden noch anzuwenden; die Äskulapische Kunst hätte von ihrer Erfindung an unendlich mehr geschadet als genutzt; kurz, das ganze Medicinalwesen sey eitel Scharlatanerie und Quacksalberey, und nicht um ein Haar besser als die Kunst aus dem Kaffeesatz zu weissagen, Träume zu deuten, und auf der Ofengabel nach dem Blocksberge zu reiten. Das Schriftchen machte Aufsehen und erregte Anfangs ziemlich allgemeinen Unwillen. Aber der junge Volksaufklärer war aus einem der ersten Häuser in Kuhschnappel, hatte so viele Väter, Oheime, Schwäger, Vettern und Gevattern im kleinen und großen Rath, und war ein so fertiger Meister in allen kleinstädtischen freyen Künsten, daß er in kurzer Zeit einen Anhang bekam, unter dessen Übergewicht der Stadtarzt und seine Freunde endlich erliegen mußten. Zusehens fiel nun das Ansehen des Man-

nes, den man vor wenig Jahren für einen Wunderthäter ausgerufen hatte; seine Vorschriften wurden schlecht befolgt, seine Arzneyen entweder unordentlich oder gar nicht eingenommen; und man gebrauchte heimlich Pfuscher und Quacksalber, die immer wieder verdarben was er gut machte. Jetzt mißglückte ihm eine Kur nach der andern; aber Er allein mußte die Schuld tragen. Starb ein Kranker, weil er nicht länger leben konnte, oder weil er das Opfer seines Eigensinns und des thörichten Benehmens der Seinigen wurde, so mußte ihn die Arzneywissenschaft und der Stadtarzt getödtet haben. Aus Veranlassung einer epidemischen Krankheit, die in kurzer Zeit den vierten Theil der Einwohner wegraffte, wurde das Übel endlich so arg, daß ein Hochedler Rath sich nothgedrungen fand, den lange nicht geachteten Beschwerden des Stadtarztes Gehör zu geben, und, nach vielen unnöthigem Untersuchungen, Deputazionen, Relazionen und Debatten, endlich ein Dekret ergehen zu lassen, wodurch den sämmtlichen Einwohnern der Stadt und Landschaft Kuhschnappel bey hoher Strafe anbefohlen wurde, von nun an wieder

an den Stadtarzt zu glauben, und in kranken Tagen sich ganz allein an ihn und seine Vorschriften zu halten. Aber an eben dem Tage, da diese Verordnung publiciert wurde, liefs der witzige Patrizier ein Possenspielchen auf dem Kubschnapplischen Nazionaltheater aufführen, worin die Ärzte und ihre Kunst durch alle Prädikamente lächerlich gemacht wurden. Diese Posse, der das Rathsdekret zur Folie diente, erhielt nun einen desto lebhaftern Beyfall; das Stück mußte einigemahl hinter einander gespielt werden, und in wenigen Tagen hörte man den Rundgesang, womit es schlofs, auf allen Gassen singen. Der Stadtarzt wurde des Handels endlich überdrüssig; seine Menschenkunde hatte sich in Kubschnappel, wiewohl auf Unkosten der Menschenliebe, ansehnlich vermehrt, und es war da weiter nichts mehr zu thun noch zu lernen übrig. Er zog also von dannen, und bekam einen privilegierten Pfuscher zum Nachfolger, der zwar Mittel fand, sich den bisherigen Widersacher seines Ordens durch eine wohl getroffene Eheverbindung mit einer verschimmelten Base günstig zu machen, und dem es daher an Unterstützung von

Seiten einer hohen Obrigkeit nicht fehlte: aber die Kuhschnappler hatten nun einmahl den Glauben an die Arzneywissenschaft verloren; und da die obern Klassen des Staats dem Volke hierin selbst bey jeder Gelegenheit mit bösem Beyspiel vorgingen, so blieb die einmahl eingerissene Unordnung mit allen ihren schädlichen Folgen ein unheilbares Übel bis auf diesen Tag, und — mein Märchen ist zu Ende.

Sinibald (lächelnd.)

Ich statte dir dafür den gebührenden Dank ab, mein lieber Sokrates; und um dir die Mühe zu ersparen, durch eine lange Reihe kleiner hinterlistiger Fragen, die ich mit möglichster Einfalt zu beantworten hätte, nach Platonischer Art und Kunst, mich am Ende auf den Punkt zu bringen, wo du mich haben willst, will ich lieber den Kern aus deinem Märchen sogleich selbst heraus knacken, und gestehe dir also von ganzem Herzen zu: daß es mehr als Abderitische und Kuhschnapplische Thorheit ist, wenn unsre Obern, nachdem sie das Fundament der Vorurtheile, worauf der Glaube des Volks an ihr Ansehen und die Unverletzlichkeit

ihrer Personen, nebst seinem Glauben an die eingeführte Religion, an eine göttliche Bestätigung des Unterschieds zwischen Recht und Unrecht, und an Verantwortlichkeit in einem künftigen Leben für das Böse, das wir in diesem gethan haben, beruhet, theils praktisch selbst untergraben, theils ungehindert von andern theoretisch untergraben lassen, — gleichwohl bey Strafe gebieten wollen, daß das Volk glaube, was bey nahe niemand mehr glaubt, und es in Ungnaden vermerken, wenn der daher entspringende und sich überall in allen Ständen äussernde Kontrast unsrer Zeit mit den Tagen unsrer glaubenreichen und in ihren von Kindheit an eingesogenen Vorurtheilen webenden und lebenden Vorältern endlich seine natürliche Wirkung zu thun anfängt. Ich gestehe ferner, daß, nachdem man der ganzen erstaunten und bestürzten Welt ungescheut das Beyspiel gegeben hat, ²⁾ daß man alles

2) Wenn es ohne Unterbrechung des Gesprächs geschehen könnte, möchte ich den Herrn Sinibald wohl bitten, uns das Jahrhundert zu nennen, in welchem solche Beyspiele nicht häufig gegeben worden wären, Wir wollen unsrer Zeit nicht zu viel thun:

auch das ungerechteste, zu dürfen glaubt, sobald man die Macht dazu hat und es uns so beliebt, es mehr als Thorheit ist, noch von Gerechtigkeit zu schwätzen, und es irgend einem andern übel zu nehmen, wenn er sich, eben so gut als diese Beispielgeber, für ermächtigt hält, alles zu thun was man ihm nicht wehren kann, u. s. w. Noch mehr, lieber Geron! ich gestehe dir, und, wenn ich eine Stimme hätte, die sich allen Menschen auf Einmahl hörbar und verständlich machen könnte, so würde ich es über den gan-

sie hat wegen aller Vorwürfe, die man ihr über diesen Artikel macht, wenig mehr zu verantworten als die vorhergehenden; und, wenn ich die einzige historische goldne Zeit (Trajans, Hadrians, und der beiden Antonine) ausnehme, so kenne ich keine Periode von achtzig Jahren in der ganzen Geschichte des kultivirtesten Theils der Erde, worin nicht immer der Stärkere den Schwächern unterdrückt hätte, und die Wohlfahrt der Völker und das Leben von Millionen Menschen ein Spiel des Ehrgeitzes und der Vergrößerungssucht, oder der Schwäche, des Eigensinns, der Austerpolitik und der verächtlichsten Leidenschaften einiger weniger Gewalthaber und ihrer Rathgeber gewesen wäre.

zen Erdkreis ausrufen, „dafs die Beyspiele, die seit zehn Jahren gegeben worden sind, geradezu auf den Umsturz aller bürgerlichen Gesellschaft und Ordnung, aller Religion, Moralität und Humanität, los arbeiten; und dafs es also die höchste Zeit ist, dafs irgend ein verständiger, Gerechtigkeit liebender, das Gute ernstlich wollender und kennender, von lauter rechtschaffenen Leuten unmittelbar umgebener grosser Monarch ein besseres Beyspiel gebe, und mit unerschütterlicher Festigkeit nach Maximen handle, die auf dem ewig nothwendigen Grund alles Rechts beruhen. — Aber, noch einmahl, was thut das alles zur Apologie der Vorurtheile?

G e r o n .

Ich habe dir also mein Märchen vergebens erzählt?

S i n i b a l d .

Du willst vermuthlich damit sagen, es gebe wahre, wiewohl dumpfe Gefühle und Vorurtheile, an welche sich fest zu halten, dem unaufgeklärten und, vermöge der Natur der Sache, zahlreichsten Theile der Menschen nicht nur nützlich, sondern, wofern das Ganze bestehen soll,

sogar nothwendig sey; und diese Vorurtheile sollten und müßten also respektiert werden; und das um so mehr, da sie nur subjektiv betrachtet Vorurtheile sind, im Grunde aber, sobald man sie zu deutlichen Urtheilen entwickelt, wahr befunden werden, oder auf Wahrheit beruhen. Gut, lieber Geron, auch das geb' ich dir zu. Aber —

Geron.

Ich bitte dich, kein sofistisches Aber!

Sinibald.

Bona verba quaeso! Was könnte mirs helfen, dich und mich selbst sofistisieren zu wollen? Wir haben ja einerley Zweck, und arbeiten beide an einem und demselben Bau.

Geron.

Eben deswegen wünschte ich, daß wir auch nach einerley Plan arbeiteten.

Sinibald.

Das kann nie fehlen, sobald wir einander recht verstehen.

Geron.

Also — dein Aber?

Sinibald.

Es ist weiter nichts, als daß die Sache der Vorurtheile, durch meine Bereitwil-

ligkeit, dir deine Unterscheidung gelten zu lassen, um nichts gebessert wird.

G e r o n .

Das wäre schon zu viel. Erkläre dich näher.

S i n i b a l d .

Unstreitig hängt der unaufgeklärte Theil der Menschen an Religion, Sittlichkeit und bürgerlicher Ordnung bloß durch Gefühl und Vorurtheil. Er hat sich seine Vorstellungen von diesen wichtigen Gegenständen, von welchen das Glück oder Unglück seines ganzen Daseyns abhängt, nie deutlich gemacht, hat die Gründe, worauf sein Glaube an seinen Gott, seine Obrigkeit und seine Lehrer beruhet, nie unbefangen untersucht und geprüft. Auch könnte er es nicht, wenn er gleich wollte: es fehlte ihm zu einem solchen Geschäft an Mülse; die Werkzeuge des Denkens sind bey ihm nicht scharf genug dazu geschliffen, und er ist nicht geübt genug, sie bey Gegenständen dieser Art zu gebrauchen. Sein Glaube ist also in der That ein blinder Glaube. Immer gut wenn er ihn hat; denn er ist ihm, in Ermanglung eines bessern, zu seiner Ruhe und zu Erfüllung seiner Pflich-

ten unentbehrlich. Er kann ihn nicht verlieren, ohne an seiner Sittlichkeit, der Ergebung in sein Schicksal und der Hoffnung einer bessern Zukunft sehr gekränkt zu werden. Aber das alles ist nur darum so, weil er unaufgeklärt ist. Besser wär' es doch immer, wenn er es nicht wäre; und wie kann er zu diesem Bessern gelangen als durch Aufklärung, d. i. wenn sein auf Vorurtheile gegründeter blinder Glaube einer aus freyer Untersuchung und deutlicher Erkenntniß entstandenen Überzeugung Platz macht?

G e r o n .

Sollte wohl ein Mann von deiner Weltkenntniß hoffen können, daß der unendlich größere Theil der Menschen jemahls zu einem solchen Grade von Kultur gelangen werde?

S i n i b a l d .

Ich besorge durch meine Antwort nicht wenig von der guten Meinung, die mir dieses Kompliment zugezogen hat, zu verlieren: aber sey es darum! Ich kann nichts anders antworten als — Ja! Ich hoff' es, und glaub' es sogar.

G e r o n .

Lieber Sinibald! Wir leben am Ende

des aufgeklärtesten Jahrhunderts, das je gewesen ist. Schau um dich her! Ich verlange nichts weiter, denn ich habe dir alles damit gesagt. Die Hand aufs Herz, Freund! wie kannst du im Ernst eine so sanguinische Hoffnung hegen? Dafs eine so ungeheuer grofse Veränderung der Dinge nicht durch einen Sprung bewirkt werden könne, hat uns, sollt' ich denken, der neueste Versuch, den einige warme und subtile Köpfe in Frankreich an ihrer eignen Nazion gemacht haben, auf eine Art gelehrt, welche (wenn anders die Narrheit und Blödsinnigkeit des Menschengeschlechts nicht ganz unheilbar ist) alle Völker auf ewig abschrecken wird, eine ähnliche Gefahr zu laufen. Wahre und gründliche Aufklärung des menschlichen Verstandes kann nur durch ein bey- nahe unmerkliches Zunehmen des Lichtes, langsam und stufenweise bewirkt werden. Aber eben deswegen wird eine allgemeine, oder wenigstens über den gröfsern Theil der Menschen verbreitete Erleuchtung nie Statt finden. Die Mittel dazu sind zu beschränkt, liegen in den Händen einer zu kleinen Anzahl, hängen zu sehr vom Zufall, und (was noch schlim-

mer ist) von der Willkühr der Machthaber ab, deren größerm Theil alles daran gelegen zu seyn scheint, daß es nicht hell um sie her werde. Bedenke, daß gegen Einen, der zu Beförderung wahrer Aufklärung thätig ist, hundert sind, die ihr aus allen Kräften entgegen arbeiten, und zehen tausend, die seine Dienste weder begehren noch vermissen. Auch bitte ich nicht zu vergessen, daß man unter zehen Aufklärern wenigstens die Hälfte rechnen muß, die ihre Pechfackeln so ungeschickt und unvorsichtig handhaben, als ob es ihnen weniger darum zu thun sey uns zu leuchten, als uns die Häuser über dem Kopf anzuzünden; nichts von den kleinen Laternenträgern zu sagen, die uns ein so trübes und täuschendes Licht vortragen, daß wir mit bloßem Tappen im Dunkeln sicher an Ort und Stelle kämen, als wenn wir uns von ihnen führen lassen.

Sinibald.

Das giebt trostlose Aussichten, Bruder! Was bliebe uns da zu thun übrig, als, gleich den trauernden Geniussen auf alten Sarkofagen, unsre Fackel umzukehren, und mit starren steinernen Augen

zuzusehen, wie die Menschheit aus der schönen Morgenröthe, die den nahen Triumph der allerfreuenden Sonne verkündigte, in die Nacht, worin nur die bösen Geister wirken, zurück sinken wird?

G e r o n .

Dazu soll es hoffentlich nicht kommen, wenn wir gleich nie so weit gelangen, daß wir der wohlthätigen Vorurtheile, wovon die Rede zwischen uns ist, gänzlich entbehren könnten.

Man geht so weit man kann, wenn
weiter

Zu gehn nicht möglich ist —

sagt unser H o r a z . Man verlange nur nicht allgemein zu machen, was vermöge der unvermeidlichen Unvollkommenheit der menschlichen Dinge, nur wenigen zu Theil werden kann. Freylich, wer andere lehren oder regier n soll, kann nie aufgeklärt genug seyn. Aber ein Volk, das von aufgeklärten Menschen gebildet und regiert wird, kann sich sehr gut mit weniger Licht behelfen, und wird sich, in diesem Falle, bey seinen Vorurtheilen für das Ansehen und die Unfehlbarkeit seiner Obern ganz wohl befinden.

Sinibald.

Du hast wohl gethan, Geron, dich mit der Klausel „in diesem Falle“ zu verwahren. Hingegen scheinst du außer Acht zu lassen, wie es gewöhnlich mit der Aufklärung der gebornen Weltregierer und der obersten Klassen überhaupt beschaffen ist. Die bösen Geschwüre, woran die Menschheit schon so lange leidet und zusehens hinschwindet, lassen sich nicht durch Platonische Kühlpflaster heilen. Ja freylich *felix respublica, ubi philosophi imperant!* Aber zeige mir dieses glückliche Gemeinwesen. Oder was hilft es der Welt, wenn sie vom Zufall alle zwey tausend Jahre mit Einem Mark-Aurel beschenkt wird? Wehe uns, wenn die Natur nicht besser für uns gesorgt hätte als der Zufall; wenn der Mensch die Anlage zu dem, was er seyn muß um vollständiger Mensch zu seyn, nicht mit auf die Welt brächte; wenn es ihm nicht möglich wäre, über alle Hindernisse zu siegen, die seiner Vervollkommnung entgegen stehen! Wie? Es wäre für den einzelnen Menschen ein Zeitpunkt, da er sich selbst zu regieren geschickt wird, und ganze Völker sollten zu einer ewigen Kind-

heit und Minderjährigkeit verdammt seyn? Warum denn sollte alles, was die Geschlechter, die vor uns lebten, erfahren, gedacht, gethan und gelitten haben, ewig für ihre Nachkommen verloren gehen? Warum jedes neue immer eben so behandelt werden, als ob es aus lauter ersten Menschen bestände? — Laß uns die reine Wahrheit sagen, blende oder schmerze sie auch, wenn sie laut gesagt würde, wenn sie wolle! Die Wehklage darüber, daß die Zeiten nicht mehr sind, da das Volk sich bey seinen Vorurtheilen so wohl befunden haben soll — wovon ich (im Vorbeygehen gesagt) keineswegs überzeugt bin — aber, sey es damit wie es war, das Jammern über ihr Nichtmehrseyn kann zu nichts helfen. Sie sind nun einmahl vorüber und werden nicht wiederkommen. Andre Zeiten, andre Sorgen! Damahls konnte man sich freylich das wichtigste aller Geschäfte sehr bequem machen; aber es ging dann auch — wie es ging. Es mag wohl manchem sehr ungelegen seyn, daß die Kunst zu regieren die schwerste aller frèyen Künste geworden ist. Indessen sollte man doch fühlen, wie billig und der Natur der Sache

gemäfs es sey, dafs die Vortheile, die von der Ausübung einer Kunst zu erwarten sind, mit dem Grade der Virtuosität des Künstlers in gehörigem Verhältnifs stehen. Hohe Ehre und grofse Belohnung gebührt nur dem grofsen Meister: nur ein solcher kann erwarten, dafs wir ihm alles zutrauen, und geneigt sind, für ihn, der sein möglichstes für uns thut, hinwieder alles mögliche zu thun.

Geron.

Kennst du viele Virtuosen dieser Gattung, Sinibald?

Sinibald.

Desto schlimmer für die, die nicht sind — was sie seyn sollten! Aber, was ich eigentlich sagen wollte, ist nur: dafs, seitdem die grofsen Herren uns ihr Geheimnifs selbst verrathen haben, (wiewohl sie uns damit eben nichts neues offenbarten) und also fürs künftige an keine Täuschung mehr zu denken ist, ihnen nichts anders übrig bleibe, als das angefangene Werk selbst fortzusetzen und zu vollenden; d. i. der Aufklärung nicht nur ihren Gang zu lassen, sondern sie sogar, in selbsteigner Person und durch ihre Mitarbeiter am Werk, aus allen Kräften zu

fördern. Die Völker verlangen keine Hirten mehr, seitdem der Zauber, der sie zu Schafen gemacht hatte, aufgelöst ist. Manche fühlen sich sogar ihren angeblichen Vätern über den Kopf gewachsen, und betrachten ihre Regierer als Diener des Staats, die von der Art, wie sie dem gemeinen Wesen vorstehen, nicht etwa nur Gott und ihrem eigenen Gewissen, sondern den Zeitgenossen und der Nachwelt, und vornehmlich ihrem zunächst dabey betroffenen Volke verantwortlich sind.

G e r o n .

Das ist es eben was ich beklage. Du wirst doch nicht läugnen wollen, daß die politische Freygeisterey, die dem Volke das Recht, seine Regenten zur Verantwortung zu ziehen, beylegt, allenthalben, wo dieses anmaßliche Recht wirklich ausgeübt wurde, unendlich viel Unheil angerichtet hat?

S i n i b a l d .

Wir wollen uns nicht an Worten irren, lieber Geron. Die Verantwortlichkeit, die ich meine, ist Natur der Sache, und hat also von jeher in jeden Staate, sogar in der ungezügelisten Despotie, Statt gefun-

den. Die öffentliche Meinung ist ein furchtbares Gericht; ein Gericht, dem sich keine sterbliche Macht, wie groß sie auch sey oder scheine, entziehen kann. Über lang oder kurz werden nicht nur die Kaligula's, die Neronen, die Domiziane, sondern auch ein Richard II., ein Heinrich III., ein Karl I., ein Ludewig XVI., ich will sagen, unweise und schwachherzige Regenten nicht minder als Tyrannen und gekrönte Teufel, Schlachtopfer der Verachtung oder Vernachlässigung dieses unsichtbaren Vehmgerichtes. Weise und gutgesinnte Fürsten, oder wie man die Machthaber im Staate sonst nennen will, sind sich dieser unausweichlichen Art von Verantwortlichkeit immer bewußt; haben sich aber auch so wenig vor der öffentlichen Meinung zu scheuen, daß diese vielmehr die zuverlässigste Quelle ihrer Macht, und am Tage der Noth ihre stärkste Stütze ist. Übrigens soll jetzt, mit deiner Genehmigung, die Rede nicht davon seyn, ob es den Regenten sowohl als den Völkern nicht zuträglich wäre, wenn diese Verantwortlichkeit in jedem Staate gesetzmäfsig würde, und auf welche Weise dieß am besten geschehen

könnte. Ich erwähnte bloß als einer notorischen Erfahrungssache, daß es mit der Volljährigkeit der meisten Völker in Europa bereits so weit gediehen sey, daß sie sich für berechtigt halten, über die Art und Weise, wie sie regiert und behandelt werden, ziemlich laut zu urtheilen; und daß es also Thorheit wäre, sich länger auf einen blinden Glauben, der nirgends mehr vorhanden ist, blindlings zu verlassen, oder von den alten Dogmen, die der Obrigkeit ein göttliches Recht beylegen und die Unterthanen zu leidendem Gehorsam verpflichten, die Wirkung zu erwarten, die sie etwa zu unsrer Vorväter Zeiten, und auch damahls nicht immer, thaten. Kurz, ich müßte mich sehr irren, oder das neunzehnte Jahrhundert, das uns schon entgegen zu dämmern anfängt, wird in Republiken so gut als in Monarchien den Regenten die Nothwendigkeit auflegen, Virtuosen in ihrer Kunst zu seyn, und nicht von den Vorurtheilen, sondern vom Gefühl und der Überzeugung ihrer Untergebenen, die Zufriedenheit mit ihrer Regierung und jenes allgemeine Wohlwollen und Zutrauen zu erwarten, das zu

allen Zeiten die sicherste Grundfeste der Thronen und kurulischen Stühle gewesen ist.

G e r o n.

Wenn ich den Sinn deiner Worte recht gefaßt habe, so erwartest du binnen einem ziemlich kurzen Zeitraume von den Völckern eine Kraftäufserung, von welcher, falls sie Statt haben sollte, mehr zu fürchten als zu hoffen wäre. Denn wie es ohne ein heroisches Mittel zugehen sollte, daß die Machthaber in die Nothwendigkeit, von der du sprichst, gesetzt werden könnten, geht über meinen Begriff.

S i n i b a l d.

Wenn ich auch ein solches Erwachen des Volks, wie du im Sinne zu haben scheinst, gemeint hätte, sollten wir nicht, wenn wir bedenken, was seit zehen Jahren vor unsern Augen und Ohren geschehen ist, mehr als zu viel Ursache haben, dem Genius der Zeit so etwas zuzutrauen? Daß von dergleichen Kraftäufserungen der kopflosen aber desto handfestern Menge mehr zu fürchten als zu hoffen ist, wird dir in diesen unsern Tagen wohl kein Vernünftiger mehr strei-

tig machen: aber eben daraus wird auch jeder Vernünftige die ganz natürliche Folgerung ziehen: daß man, anstatt sie durch übel gewählte und falsch berechnete Gegenmittel zu beschleunigen oder gar heraus zu fordern, ihnen vielmehr auf dem einzigen Wege, der einer gerechten und weisen Regierung immer offen ist, zuvorkommen, d. i. sie moralisch unmöglich machen müsse. Wenn jemahls Staatsklugheit mit Weisheit, und eigenes Interesse mit dem allgemeinen Besten in Einem Punkte zusammen trafen, so ist es gewiß in diesem.

G e r o n.

Und du erwartest, daß die Machthaber jemahls aus sich selbst auf eine solche Vorstellungsart kommen, oder daß ihre Rathgeber — wenigstens die, denen man folgt — aus eigener Bewegung und Überzeugung zu den weisen, gerechten und klugen Mafsregeln rathen werden, die du voraussetzest?

S i n i b a l d.

Warum nicht, wenn sie auch nur ihren eignen Vorthail kennen, auch nur ihre eigene Sicherheit und Ruhe ernstlich zu Herzen nehmen?

Geron.

Warum nicht, fragst du? Darauf, lieber Sinibald, laß dir deine Menschenkennnißs und die Geschichte aller Völker und Zeiten, oder nur das schreckliche Kompendium derselben, das, was wir selbst seit 1786 bis auf diesen Tag gesehen und erfahren haben, die Antwort geben. Das *sero sabiunt* steht mit großen rothen Buchstaben auf allen Blättern derselben geschrieben.

Sinibald.

Du trauest, wie es scheint, dem gemeinen Menschenverstand auch gar zu wenig Macht über unsre Zeitgenossen zu. Endlich werden uns ja doch die aufgethürmten Beyspiele fremder und eigener Thorheiten klüger machen!

Geron.

Schwerlich! Es wäre seit Adam und Even das erste Mahl. Wie gesagt, es ist nicht in der menschlichen Natur, daß Gewalthaber aus eigener Bewegung auf solche Gedanken kommen, oder, wenn man sie in ihnen zu erwecken suchte, auf Eingebungen dieser Art hören sollten. Nie wird eine noch entfernte Gefahr solcher Volkskraft-Außerungen, wovon wir

die Beyspiele in Frankreich, in den Niederlanden, in der Lombardey, in Genua, Venedig und Rom, und neuerlich in Helvezien gesehen haben, die Wirkung thun, die du dir davon versprichst. Die bloße Erwähnung eines solchen Bewegungsgrundes sieht in ihren Augen einer Drohung ähnlich; und mehr braucht es nicht, um ihn nicht nur unkräftig, sondern sogar zum Triebrad einer entgegengesetzten Wirkung zu machen. Eine sehr nahe Gefahr oder ein Panischer Schrecken mag vielleicht etwas thun, — ungelähr so viel, als ein fürchterliches Donnerwetter bey einem schwachherzigen Wüstling: aber *passato il pericolo, gabato il Santo*. Eine wahre politische Sinnesänderung wird nie dadurch bewirkt werden; darauf verlaß dich, mein Freund!

Sinibald.

Ich ehre die Weisheit und — Ungläubigkeit deines Alters, Geron; die letztere zwar nur, in so fern sie für eine Frucht der ersten gelten kann. Ich für meinen Theil habe noch nicht lange genug gelebt, um an der Menschheit so gänzlich zu verzweifeln, daß ich nicht noch immer, wo nicht

das Beste, doch viel Gutes sogar von denen hoffen sollte, die zu hoch über uns stehen, um nicht zuweilen zu vergessen, daß sie Menschen wie wir andern sind. Wenn es aber so wäre, wie du dir, vielleicht nur in düstern Augenblicken, vorstellst: worauf sollten wir die Hoffnung, daß es besser mit uns oder unsern Nachkommen werden könne, gründen? Wenn wir die Zeit der Vorurtheile auch zurück wünschen wollten, — es wäre vergebens; sie wird nicht wiederkommen, sie kann nicht wiederkommen. Selbst eine allgemeine Verschwörung aller Machthaber auf Erden könnte sie nicht wiederbringen. Denn dieß wäre nur durch Auslöschung aller Lichter, durch eine permanente Guillotine, die alle denkende Köpfe abhackte, und durch die gänzliche Vertilgung der Schreib- und Lesekunst, möglich zu machen. Bevor es dazu kommt, Geron, — erfolgt gewiß das kleinere Wunder, — dasjenige, das ich von der vereinigten Überzeugungskraft unsrer Aufklärung und unsrer Erfahrungen erwarte. Sollte ich mich, wieder alles Vermuthen, in dieser Erwartung betrogen finden — Aber nein!

ich mag den kleinmüthigen Gedanken nicht ausdenken! Es mußs, wie du selbst sagtest, vorwärts gehen, alter Geron, es mußs!

Geron.

Meine Apologie der Vorurtheile könnte also wohl ungeschrieben bleiben, meinst du?

Sinibald.

Es wäre denn, daßs du sie etwa in Märchen einkleiden wolltest.

Geron.

Das möchte vielleicht noch immer besser seyn, als sich darüber zu grämen und Schlaf und Eßlust zu verlieren —

Sinibald.

— daßs es keinen Papst mehr in Rom giebt, und daßs die armen Schwarzwälder künftig nicht mehr zur Mutter Gottes in Marien-Einsiedel wallfahrten werden.

II.

Über den Neufränkischen Staats-
eid: „Hafs dem Königthum!“

Wilibald.

Sie haben es also wirklich über Ihr Herz bringen können, mein lieber Neufranke, dem Königthum Hafs zu schwören?

Heribert,

Mufst' ich icht?

Wilibald.

Was nennen Sie müssen? Kein freyer Mensch, oder, was nach meinem Begriff das nehmliche sagt, kein Mensch mufs was er nicht will.

Heribert.

Sie meinen also, ich hätte mich lieber todt schießen oder deportieren lassen sollen? Sie sind sehr gütig.

Wilibald.

So gestehen Sie mir wenigstens, daß die Freyheit, auf welche die große Nation sich so viel zu gute thut, von einer sehr sonderbaren Art ist. Wahrlich, ihr Neufranken seyd die genügsamsten Leute von der Welt, wenn ihr damit zufrieden seyd, daß man euch doch wenigstens die Wahl läßt, ob ihr lieber einen sinnlosen Eid schwören oder sterben wollt. —

Heribert.

Wir gehorchen dem Gesetz. Was hat ein wahrer Republikaner, das ihm heiliger wäre als Gehorsam gegen das Gesetz? Erinnern Sie Sich der schönen Grabschrift nicht, welche den drey hundert Spartanern, die sich mit ihrem Könige Leonidas bey Thermopylä für Griechenlands Freyheit aufopfert, gesetzt wurde? „Wandrer, sage den Spartanern, daß wir hier gestorben sind, um ihren Gesetzen zu gehorchen.“

Wilibald.

Die Fälle scheinen mir nicht dieselben zu seyn. Leonidas und sein edles Häufchen starb um dem Gesetze zu gehorchen; Sie und ihre Mitbürger gehorchen dem Gesetz um zu leben. Aber der grosse Unterschied liegt in der Beschaffenheit des Gesetzes selbst. Jenen muthete ihr Vaterland nichts zu, als was, im Nothfall die Pflicht eines jeden guten Bürgers in jedem Staat ist, — für die Rettung desselben sein eignes Leben in die Schanze zu schlagen. Ihnen hingegen, Freund, muthet — nicht Ihr Vaterland — sondern eine unter republikanischen Formen despotisierende Regierung zu, entweder etwas ganz vernunftwidriges, d. i. etwas mit den Rechten und Pflichten der Menschheit unverträgliches, zu thun, oder allem zu entsagen, was den Werth des Lebens ausmacht.

Heribert.

Alle Dinge können von mehrern Seiten angesehen werden; und da es nicht immer von uns abhängt, wo wir stehen wollen, sondern meistens die Nothwendigkeit — eine Gesetzgeberin, der die Götter selbst unterthan sind — uns un-

sern Posten anweist, so kann uns nicht übel genommen werden, wenn wir jeden Gegenstand so ins Auge fassen, wie er sich uns aus dem Punkte, wo wir stehen, darstellt. Einem echten Republikaner erscheint das Königthum in einer hassenswürdigen Gestalt. Belieben Sie wohl zu merken, daß ich das Königthum sage, nicht die Könige. Es hat im Verlauf von einigen Jahrtausenden von Zeit zu Zeit einen lebenswürdigen König gegeben; und ich könnte Ihnen gleich jetzt einen nennen, den ich mir vor allen zum Herren wählen würde, wenn ich einen Herren wählen müßte. Aber das Königthum ist an sich selbst, und also immer, unter jeder Ansicht, hassenswürdig; und der beste aller Könige hat einen Fehler, der durch nichts vergütet werden kann, den, daß er — König ist.

Wilibald.

Ich, lieber Heribert, bin gerade der entgegen gesetzten Meinung. Ich gestehe Ihnen ein, daß weise und gute Könige von jeher wenigstens eben so selten gewesen sind, als weise und gute Archonten, Konsuln, Direktoren, Bürgermeister, Schultheissen, u. s. w.

ich gebe Ihnen zu, daß man ohne Mühe zehn hassenswürdige Könige in der Geschichte finden wird, gegen Einen, der sich wirklich Ernst seyn liefs, die Liebe und das Zutrauen seiner Unterthanen zu verdienen: aber was an dem Königthum, an sich selbst, hassenswürdig seyn sollte, kann ich nicht sehen.

Heribert.

Wie doch Vorurtheile, die man von Kindesbeinen an eingesogen hat, auch einen verständigen Mann verblenden können!

Wilibald.

Vorurtheile? Ich bin mir, über den Gegenstand, wovon wir sprechen, nicht nur keines Vorurtheils bewußt, sondern ich bin vielmehr gewiß, daß meine Urtheile auf Gründen beruhen, die jede Probe aushalten.

Heribert.

Was verstehen Sie unter Königthum?

Wilibald.

Das ist es eben, was ich Sie fragen wollte? Denn es dünkt mich, daß wir nicht einerley Begriffe mit diesem Worte verbinden. Ich wollte wetten, sobald Sie das Wort Königthum hören oder ausspre-

chen, stellt sich Ihnen das Bild eines prachtvollen, üppigen, verschwenderischen Hofes dar, und in dessen Mitte irgend ein stolzer, ehrgeiziger, willkürlich herrschender Sultan, vor welchem alles kriechen muß, oder ein schwacher, träger, wollüstiger Schach, den niemand fürchtet, von unzähligen vergoldeten, bebänderten und besternten Sklaven umringt, die im Grunde seine Herren sind, und den ohnmächtigen Abgott mit einem Vulkanischen Gewebe, einem ihm selbst unsichtbaren, unzerreißbaren Faden, dergestalt umwunden haben, daß er keinen Finger anders als nach ihrem Belieben rühren kann. Alles böse, schändliche, hassenswürdige, wovon Sie jemahls als von wesentlichen Eigenschaften oder unmittelbaren Folgen einer despotischen, tyrannischen und unklugen Regierung gehört und gelesen haben; — unzulängliche, zum Theil barbarische Gesetze, schreyendes Unrecht unter den Formen der Gerechtigkeit ausgeübt, die Wahrheit unterdrückt, das Verdienst hintangesetzt, die Tugend verachtet, das Laster belohnt und aufgemuntert, die Einkünfte und Schätze des Staats verschwendet, verpraßt, un-

würdigen Günstlingen und unersättlichen Buhlerinnen preis gegeben; — eine stolze, übermüthige, raubgierige Kaste, deren grenzenlose Üppigkeit des Elends eines zu Boden getretenen Volkes spottet; eine Kaste, welche Mittel gefunden hat, alle Gewalt des Monarchen, alle Reichtümer des Landes, alle Früchte des Fleißes seiner arbeitenden Einwohner an sich zu ziehen, und mit diesen letztern so zu theilen, daß sie selbst jeden Genuß für sich behält, jenen hingegen alle Arbeit, Sorgen und Entbehrungen zum Eigenthum überlassen hat; kurz, alle Mißbräuche und Gräuel, die sich in einer verdorbenen monarchischen Regierung nur immer denken lassen; alle Laster und Übelthaten unwürdiger Könige und ihrer Lieb-linge, und der übrigen, welche, näher oder entfernter vom Thron, an der Ausübung der höchsten Gewalt Antheil haben; mit der ganzen Litaney von Übeln, die aus einer langen Reihe heilloser Regierungen hervorgehen, und mit deren Aufzählung ich in einem ganzen Tag nicht fertig werden würde: — das alles stellt sich ihnen mit dem Worte Königthum auf einmahl in einem verworrenen, hell-

dunkeln, riesenmässigen Bilde vor die Seele; und Sie haben Sich so angewöhnt, dieses Wort mit diesem Bilde zu verknüpfen, dafs es Ihnen unmöglich fällt, selbst wenn Sie Sichs vorsetzten, den reinen Begriff dessen, was das Königthum an sich selbst und vermöge seines Wesens ist, fest zu halten. Hab' ichs getroffen, Freund? Oder können Sie sagen, dafs es anders ist?

Heribert.

Ich läugne nichts; es ist ungefähr wie Sie sagen. Auch ist das Königthum, dem ich meinen Haß geschworen habe und zu schwören verpflichtet wurde, kein anderes, als eben dieses Ungeheuer, wovon Sie mit wenigen Zügen ein so gräfsliches Bild entworfen haben. Und können Sie läugnen, dafs es gerade dieses Bild ist, was im Gemüth eines unbefangenen Lesers zurück bleibt, wenn er die beynahe übermenschliche Geduld gehabt hat, ich will nicht sagen, das ganze Korpus der Geschichte vom Herodot an, sondern nur die Geschichte der Europäischen Königreiche und ihrer Selbstherrscher, seit den vier letzten Jahr-

hundertten, mit einiger Aufmerksamkeit zu durchgehen?

Wilibald.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich es Ihnen läugnen wollte; denn ich müßte Ihnen meine Gründe angeben; und da sich immer wieder vieles dagegen einwenden ließe, so würden wir uns unvermerkt in einen Prozeß ohne Ende verwickelt sehen. Ich will Ihnen also lieber für dießmahl, der Wahrheit übrigens unpräjudizierlich, eingestehen, die Geschichte der Könige gebe, im Durchschnitt genommen, kein besseres Resultat; aber was beweiset das gegen das Königthum an sich selbst? Oder, wie können Sie einen Vorwurf gegen dasselbe so ausschließ-lich geltend machen, der alle menschliche Einrichtungen und Anordnungen gleich stark trifft? Nach Ihrer Art zu rasonieren müßten Sie z. B. auch dem Gold und Silber einen ewig unversöhnlichen Haß schwören; denn wer weiß nicht, daß von allen den Übeln, die von jeher das Unglück der Menschen in den polizierten Staaten gemacht haben, keines ist, wovon jene Metalle nicht entweder die Veranlassung, oder die Mittel, oder der Zweck

gewesen wären? Aus dem nehmlichen Grunde müßten Sie auch, mit dem Paradoxe liebenden Sofisten Mercier, den bildenden Künsten Haß schwören; denn es ist nicht zu läugnen, daß diese von jeher, als sehr wirksame Beförderungsmittel des Aberglaubens, der Priesterherrschaft und der Üppigkeit, dem menschlichen Geschlecht unendlichen Schaden zugefügt haben. Aber, wozu hätte ich nöthig, Sie so weit aus unserm Wege zu führen? Wollen Sie Sich überzeugen, daß Sie, aus eben denselben Gründen und nach eben derselben Art zu schließen, der Demokratie selbst den herzlichsten Haß zuzuschwören schuldig sind?

Heribert.

Das würde schwer halten.

Wilibald.

Nicht halb so schwer als Sie jetzt glauben mögen. Da Sie so götig gewesen sind, mich so eben vom Lesen des ganzen ungeheuern Korpus der Geschichte des Königthums zu dispensieren, so wär' es unartig von mir, wenn ich Ihnen zumöthen wollte, die Geschichten aller alten und neuern Republiken zu durchlesen, um sich

von der Richtigkeit meiner Behauptung zu versichern. Ich verlange nichts als eine Lektüre, womit Sie in einem paar Tagen ganz gemächlich fertig werden können. Lesen Sie nur mit Aufmerksamkeit und Geduld die Geschichte des Peloponnesischen Krieges von Thucydides (etwa in der Übersetzung von Ihrem Mitbürger *Levesque*); und wenn Sie, noch ehe Sie damit zu Ende gekommen sind, die Demokratie nicht wenigstens eben so hassenswürdig finden als das Königthum, und im Verfolg dieser kaum ein und zwanzig Jahre umfassenden Geschichte eines Krieges, der gegen die Feldzüge Ihres und meines Helden Buonaparte eine gar jämmerliche Figur macht, wenn Sie; sage ich, die Athener und ihre Demagogen und ihren Senat und ihre Volksversammlungen und ihre ganze Demokratie nicht zwanzigmahl für einmahl — mit den Griechen zu reden — vor die Raben wünschen, so will ich — Doch nein! Da müßten Sie von einer so monströsen und unerklärbaren Vorliebe für die Demokratie besessen seyn, daß es nicht billig wäre,

wenn ich Unschuldiger dafür büßen sollte.

Heribert.

Ich verspreche Ihnen, den Levesquischen Thucydides zu lesen, und, was noch mehr ist, ich bekenne, schon bevor ich ihn gelesen habe, daß ich von der Liebenswürdigkeit und den derben popularen Reitzen der Demokratie nicht so mächtig bezaubert bin, daß ich eines so stark wirkenden Gegenmittels schlechterdings benöthigt wäre.

Wilibald.

Ihre Republik und ihr fünfköpfiges Direktorium läßt es in der That daran nicht fehlen.

Heribert.

Gleichwohl, wenn ich auch — wie wir Menschen sind! — zuweilen einige Lauigkeit in der Liebe, die ich meiner politischen Venus Volgivaga nun einmahl geschworen habe, zu verspüren glaube, brauche ich nur einen Blick auf das Königthum, oder (weil Sie es so wollen) auf das häßliche Zerrbild desselben, das sich ein für allemahl in meiner Einbildungskraft festgesetzt hat, zu werfen, um das sinkende Flämmchen durch den

Hafs des letztern wieder zur lodernden Flamme angefacht zu fühlen.

Wilibald lächelnd.

Billig sollt' ich Sie, zur Strafe, in Ihrem verstockten Sinne dahin gehen lassen. Aber, da wir doch bereits so alte Freunde sind, kann ich Sie unmöglich in einer so ungerechten Leidenschaft befangen sehen, ohne zu versuchen, ob ich Sie nur wenigstens so weit bringen könne, das Königthum und die Republik mit einerley Wage und Gewicht zu wägen, wenn ich auch nicht verhindern kann, daß Ihre Vorliebe für die letztere sich unvermerkt in die Sache mischen, und das Übergewicht derselben, dadurch, daß sie sich ganz leise auf ihre Schale legt, entscheiden wird.

Heribert.

Sie sollen mich so billig finden, als man von einem Amoroſo nur immer verlangen kann.

Wilibald.

Um also ehrlich und aufrichtig, wie Leute, die sonst nichts bey der Sache gewinnen wollen als Wahrheit, zu Werke zu gehen, so lassen Sie uns auf eine Weile vergessen, was Königthum und Demo-

kratie gewöhnlich von jeher in der wirklichen Welt (oder, wie man in der Schule spricht, in *concreto*) gewesen sind; lassen Sie uns von beiden alles Zufällige absondern, um — nicht etwa ein schönes Ideal und Hirngespinnst von einem Utopischen Königreich oder einer Schlaraffenländischen Demokratie an die Wolken hinzumahlen, — sondern nur bloß den Begriff, was das Königthum ist um Königthum, und was Demokratie ist um Demokratie zu seyn, fest zu halten. Lassen Sie uns dann beide gegen einander stellen, und sehen, worin sie einander gleich und worin sie verschieden sind, und — es wird sich zeigen, was heraus kommt: denn ich will nichts vorher sehen. — Sagen Sie mir also, wenn wir beide Begriffe von allem Zufälligen entkleiden, was bleibt uns bey dem Worte Königthum zu denken übrig, als ein Staat, worin die höchste Gewalt in den Händen eines Einzigen, und bey dem Worte Demokratie, ein Staat, worin die höchste Gewalt in den Händen des ganzen Volkes ist?

Heribert.

Gut — Und was wollen wir nun mit diesen bis auf die Knochen abgeschälten Begriffen machen?

Wilibald.

Eine kleine Geduld! Sie sehen, daß ich, ehe wir weiter gehen können, verschiedene Postulate voraussetzen muß, über welche wir beide vermuthlich einig sind.

Heribert.

Wie meinen Sie das?

Wilibald.

Z. B. was ein Staat und was die höchste Gewalt im Staat ist.

Heribert.

Setzen Sie immer getrost voraus, daß wir von diesen und andern ersten Elementen der Staatswissenschaft einerley Begriffe haben.

Wilibald.

Ferner: was der letzte Zweck einer solchen Vereinigung freyer vernunftfähiger Wesen ist; daß dieser Zweck ohne Gesetze, denen Alle gehorchen, nicht erreicht werden kann, und daß die höchste Gewalt im Staate, in Rücksicht auf

ihn selbst, bloß dazu da ist, diesen Gesetzen Gehorsam zu verschaffen.

Heribert.

Immer weiter!

Wilibald.

Hauptsächlich aber wollen wir nicht vergessen, daß der Einzige, der in der Monarchie die höchste Gewalt in Händen hat, ein Mensch ist, der diese Gewalt durch Menschen über Menschen ausübt, und daß das Volk in der Demokratie aus einer Menge Menschen besteht, die diese Gewalt über sich selbst ausübt.

Heribert (lachend.)

Versteht sich! — Sie hohlen weit aus.

Wilibald.

Freylich versteht sichs; nur daß es *in praxi* alle Augenblicke vergessen wird, und daß dieses Vergessen sehr schlimme Folgen hat. Endlich muß ich mir noch ausbitten, als etwas Erwiesenes voraussetzen zu dürfen, daß die Natur es beym Menschen darauf angelegt habe, ein freyes und vernünftiges Wesen aus ihm zu machen.

Heribert.

Es giebt, wie Sie wissen, Leute, die

Ihnen dieß so leicht nicht eingestehen würden: aber von einem Republikaner haben Sie am allerwenigsten zu befürchten, daß er Sie über diesen Punkt schikanieren werde.

Wilibald.

Nach allen diesen Voraussetzungen lassen Sie uns der Sache näher rücken. Wir sind ohne Mühe einig darüber geworden, daß das Königthum in der höchsten Gewalt eines Einzigen über ein ganzes Volk bestehe. Aber wie kommt dieser Einzige zu einer solchen Gewalt über so viele? Derer, über welche er sie ausübt, sind vielleicht viele Millionen, und er ist nur Einer! Ja, wenn er ein Wesen von höherer Natur, etwa Voltaires Mikromegas, oder einer von den Genien der Lampe (in Tausend und einer Nacht) oder Besitzer von Salomons Siegelring wäre! Aber er ist an Seele und Leib nichts als ein Mensch, wie sie auch: also, noch einmahl, wie kommt der Einzige zu einer so großen Gewalt über so viele?

Heribert.

Ich sehe wohl, daß es mir wenig helfen würde, wenn ich sagte: es gebe ein

Mittel, wodurch ein einzelner Mensch allerdings Millionen zwingen kann zu thun was er will.

Wilibald.

Sie meinen doch nicht etwa Zaubermittel?

Heribert.

Wenn er nur erst, auf einem ganz natürlichen Wege, Mittel gefunden hat, sich eine hinlängliche Anzahl derber, wohl bewaffneter und zu allem bereitwilliger Kriegsknechte anzuschaffen, die ihm blindlings gehorchen. —

Wilibald.

So wird es ihm freylich nicht schwer fallen, friedsame wehrlose Männer, Weiber und Kinder zu seinen Sklaven zu machen. Aber, wie kam er dazu, sich diejenigen zu unterwerfen, mit deren Armen er sich nun die übrigen unterwirft? Er, der doch mit seinem Paar Armen nicht Tausende und Hunderttausende zwingen konnte, seinen Willen zu thun?

Heribert.

Das war es eben was ich vorhin meinte. Ich muß Ihnen also schon zugestehen, was Sie, wie ich merke, zugestanden haben wollen: „dass der erste Monarch

die höchste Gewalt nur durch freywillige Unterwerfung des Volkes erhalten konnte."

Wilibald.

Der erste, sagen Sie? Und warum nicht alle seine Nachfolger, und alle andern Monarchen, von Nimrod und Belus und Agamemnon bis auf den heutigen Tag? Denn der nehmliche Grund gilt für alle. Es ist lächerlich, sich einzubilden, ein Einziger könne nur über hundert Menschen, geschweige über Millionen herrschen, wenn sie sich nicht beherrschen lassen wollten.

Heribert.

Dagegen ist viel zu sagen, lieber Wilibald. Sollten Sie im Ernst glauben können, es gebe auf der ganzen Erdoberfläche ein so dummes Volk, das sich von einem Schwachkopf, einem trägen Wollüstling, einem Blödsinnigen, einem Taugenichts oder Wütherich, von einem Klaudius, Kaligula, Nero, Kommodus, Heliogabalus, u. s. f. beherrschen liesse, wenn die armen Teufel es verhindern könnten?

Wilibald.

Vermengen Sie, wenn ich bitten darf, wollen nicht mit können, und schlies-

sen Sie nicht von dem, was ein Volk nicht thut auf das was es nicht kann. Schon der einzelne Mensch hat oft gute Ursachen, lieber ein ziemlich großes Übel zu ertragen, als sich einem gewissen, oder auch nur besorglichen noch größern auszusetzen. Bey ganzen Völkern vereinigen sich unzählige Ursachen, die den Arm der Menge, wie sehr sie auch zum Widerstand gereitzt wird, wenigstens sehr lange zurück halten. So lange sich ein Volk beherrschen läßt, will es beherrscht seyn; so lange es duldet, will es dulden; und daß es sich beherrschen läßt, daß es duldet, ist ein sichres Zeichen, daß sein Zustand wenigstens erträglich ist.

Heribert.

Vergessen Sie nicht, daß ein von langem her übel regiertes, irre geleitetes und getäushtes Volk durch Unwissenheit, Aberglauben und Unterdrückung endlich bis zu einer die menschliche Natur entehrenden Thierheit herabgewürdigt werden kann.

Wilibald.

Das ist einer von den Gemeinplätzen, worauf sich eure Redner und Sofisten seit einem paar Jahrzehenden weidlich herum

getummelt haben. Aber wer die untern Volksklassen genauer kennt, weiß, wie sehr auch dieser Punkt übertrieben wird. Menschen können nie aufhören Menschen zu seyn; und je länger die große Springfeder der Menschheit, die Vernunft, bey einem Volke gedrückt worden ist, desto stärker ist die Gewalt, womit sie, sobald sie nur ein wenig Luft bekommt, in ihren natürlich freyen Stand zurück schnellt. Die ausgearteten Römer duldeten freylich ihren Nero einige Jahre. Aber wie lange zitternden nicht euere auf ihre vorgebliche Freyheit und Gleichheit so übermüthig trotzensen Republikaner vor dem Bürger Robespierre, in Vergleichung dessen Nero nur ein ausgelassener Knabe war! Auf diesem Wege gewinnen Sie nichts gegen das Königthum, lieber Heribert. Lassen Sie uns auf den unsrigen zurück kommen. Die Rede ist jetzt nicht vom Mißbrauch, sondern von der Quelle der höchsten Gewalt; und ich denke, wir sind darüber einverstanden, daß es vermöge der Natur der Sache keine andere seyn kann, als überlegte freywillige Unterwerfung.

Lassen Sie uns nun einen Schritt weiter gehen. Wir haben vorher als ein Postulat, daß wir beide für erwiesen und unumstößlich wahr annehmen, vorausgesetzt: daß die höchste Gewalt im Staat, wenn wir diesen bloß für sich und ohne Rücksicht auf andere Staaten betrachten, allein dazu da sey, den Gesetzen, welchen alle Bürger gleichen Gehorsam schuldig sind, diesen Gehorsam wirklich zu verschaffen. Ich will damit nicht sagen, daß ein guter Regent nicht noch mehr thun könne, und, aus moralischen sowohl als aus staatsklugen Beweggründen, sogar verbunden sey noch mehr zu thun, wenn er kann. Aber dieses mehr hängt zu sehr von zufälligen Bedingungen und vornehmlich von dem, was dem Regenten unter den gegebenen Umständen zu thun möglich ist, ab, als daß es hier in Betrachtung käme. Die Erhaltung und Wohlfahrt des Staats, als der letzte politische Zweck desselben, ist auch der Zweck der Gesetze, die, als nothwendige Mittel zu Erreichung desselben betrachtet, jedem Bürger für seine Rechte Gewähr leisten, und seine Pflichten vorzeichnen. Da die Gesetze, wovon hier die

Rede ist, unmittelbar in der Natur des Menschen, und in der Natur und dem Zweck des bürgerlichen Vereins gegründet, also nicht von irgend eines Menschen Willkühr, Laune oder Privatinteresse abhängig, sondern so ewig und nothwendig sind als die allgemeine Vernunft, die höchste Gesetzgeberin aller freyen Wesen: so war, ist und bleibt es eine Ungereimtheit, an welcher das Königthum ganz unschuldig ist, wenn jemahls jemand gesagt hat oder künftig sagen wird, „daß der Wille des Regenten die Quelle des Gesetzes sey.“ Richtig hingegen kann gesagt werden, der Monarch, in so fern er Handhaber und Vollstrecker des Gesetzes ist, wolle nichts, als was das Gesetz will; und in so fern seine Verordnungen die Vollziehung desselben, und überhaupt die Erhaltung der Ordnung und Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt, nicht zum Vorwand, sondern zum wirklichen Endzweck haben, aber auch nur unter dieser Bedingung, haben sie selbst die Kraft des Gesetzes. Der unbeschränkteste Monarch kann, vermöge der Natur der Sache, in keinem andern Sinne Gesetzgeber

seyn, und kein weiser und guter Fürst wird es je in einem andern Sinne seyn wollen. — Eben so wenig kann oder wird er sich anmaßen, die oberstrichterliche Gewalt, die ihm (wofern kein besonderer Vertrag zwischen dem Volk und dem Regenten ein anderes verfügt) als ein Theil der höchsten Staatsgewalt überlassen ist, zu Unterbrechung des ordentlichen Laufs der Gerechtigkeit, oder zu andern willkührlichen Eingriffen in die Rechte der Staatsbürger, zu missbrauchen; denn auch diese Gewalt kommt ihm nur zu, in so fern er der höchste Handhaber und Gewährsmann der Gesetze ist; und sie kann sich (wenn man allenfalls den bescheidenen Gebrauch des väterlichen Vorrechts, die Strenge des Gesetzes in besondern Fällen zu mildern, ausnimmt) nicht weiter erstrecken, als auf die O b e r a u f s i c h t über diejenigen, denen er die Gerechtigkeitspflege an seiner Statt anvertraut hat. Endlich ist auch der Monarch, in so fern ihm die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte des Staats als ein Zuständnis der höchsten Gewalt beywohnt, keineswegs der Eigenthümer, sondern

nur der oberste Haushalter des Staatsvermögens. Jede Verschwendung, jede überflüssige Ausgabe, um derentwillen nöthige verabsäumt werden müssen, jede bloß willkührliche Verfügung über Abgaben, zu deren Aufbringung Millionen Menschen sich einen Theil ihrer Nothdurft entziehen müssen, ist ein Mißbrauch seiner Gewalt, die kein Regent, der den Umfang und die Heiligkeit seiner Pflichten kennt, sich selbst erlauben wird.

Alles dieß, Freund Heribert, liegt in dem reinen und richtig gefassten Begriff des Königthums. Und nun bitte ich Sie, was ist in dem allen, was einen vernünftigen Menschen berechtigen könnte, dem Königthum Hals zu schwören? Ist es der Name? Unter jedem andern Namen bleibt die Sache eben dieselbe. Ist es die Sache? Auch diese ist und bleibt in jeder Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft eben dieselbe, und es verändert nichts im Wesen der höchsten gesetzmäßigen Staatsgewalt, ob sie in Einer Person konzentriert, oder unter viele vertheilt wird. Wo wäre denn also das Hassenswürdige?

Heribert.

Da Sie mir nicht erlauben wollen, aus der Art und Weise, wie die meisten Könige von jeher ihr Amt verwaltet haben und noch verwalten, gegen das Königthum zu argumentieren —

Wilibald.

Verzeihung, daß ich Ihnen in die Rede falle! Aber, Sie sollten nicht schon wieder vergessen haben, daß ich es Ihnen bloß darum nicht erlauben kann, weil Sie mir sonst erlauben müßten, aus eben demselben Grunde gegen die Demokratie und jede andre Staatsform zu argumentieren; wobey am Ende nichts heraus käme, als daß wir uns genöthigt fänden, aller bürgerlichen Gesellschaft und Regierung zu entsagen, und in die Wälder zu unsern vierfüßigen Verwandten zurückzukehren.

Heribert.

So bleibt mir nichts übrig, als Sie nochmahls zu versichern, daß das Königthum, dem ich Haß geschworen habe, von dem, dessen Wesenheit Sie aus einem Begriffe, den ich nirgends realisiert sehe, abgeleitet haben, mächtig verschieden ist: denn es ist kein anderes, als

das Königthum Ludwigs des XIII., XIV., XV. und XVI. und aller, die diesen Königen gleichen oder gern ihre Nachfolger wären; und hoffentlich werden Sie mir eingestehen, daß an diesem Königthum mehr zu hassen als zu lieben ist.

Wilibald.

Was den Einwurf betrifft, daß Sie meinen Begriff vom Königthum nirgends realisiert sehen, so hoffe ich, wir werden ihn, wofern uns der Himmel gesunde Augen erhält, binnen wenig Jahren in einem der ansehnlichsten Europäischen Reiche auf eine Art realisiert sehen, die auch die hartnäckigsten Gegner der Monarchie mit derselben aussöhnen, und vielleicht den Neid der großen Nation selbst erregen wird, die auf eine so beyspiellose Art, erst durch rhetorische und sofistische Gaukelkünste, dann durch Sanskültism, Eisgruben, Guillotinen, Noyaden und Füsilladen ungefähr auf eben die Art republikanisiert worden ist, wie Molierens Sganarel zum Arzt wider seinen Willen kreiert wird. — Doch, verzeihen Sie mir diese kleine, von Ihnen selbst veranlaßte Abschweifung. Ich wollte sagen,

wenn ich auch Ihnen, aus alter Freundschaft, den heimlichen Vorbehalt, „daß Ihr beschworner Haß nur dem Mißbrauch der königlichen Gewalt und der ehemaligen Französischen *Royaute*, wie sie ungefähr seit des dreyzehnten Ludewigs Zeiten war, gelte,“ wenn ich Ihnen auch diesen Vorbehalt, als das einzige Mittel aus der Verlegenheit zu kommen, übersehe: so bleibt es doch immer von der dermahligen Französischen Regierung sehr ungerecht, unpolitisch und unnütz, einen solchen Eidschwur in einer unbestimmten Formel, die dem Königthum überhaupt und an sich selbst gilt, folglich beleidigend für alle Monarchen ist, zur unumgänglichen Bedingung des Französischen Bürgerrechts und der Fähigkeit zu irgend einem öffentlichen Amte zu machen. Dem Königthum an und für sich Haß zu schwören, hat nicht mehr Sinn, als der bürgerlichen Gesellschaft, der Religion, den Wissenschaften und Künsten, der Schiffahrt und dem Seehandel, und zehen tausend andern Dingen, deren Mißbrauch und Verderbnis der Menschheit grossen Schaden thut, Haß zu schwören. Ob es klug sey, zu einer Zeit,

da man mit den Königen entweder bereits im Frieden lebt, oder im Begriff ist Frieden zu machen, ihnen einen so instanten Beweis von Verachtung und bösem Willen zu geben, laß' ich Sie selbst urtheilen. Und zu welchem Ende bestehen Ihre Fünfmänner so eisenfest auf einem so unklugen, so ungereimten, so nonsensikalischen Eide? Was soll er beweisen? Was für Sicherheit giebt er den regierenden Dämagogen, daß der Schwörende ein aufrichtiger Anhänger ihrer Grundsätze und ihrer Regierung sey? Um wie viel ist er kräftiger, als wenn ein Wucherer bey seiner Ehre, oder ein Jude bey Jesus, Marie und Josef schwört? Gegen Einen, der sich ein Bedenken macht, giebt es zehen tausend, die den Eid ablegen, ohne das geringste dabey zu denken, oder mit der Ausflucht des Euripidischen Hippolytus: „mein Mund hat nur geschworen, nicht mein Herz,“ ihr Gewissen hinlänglich gesichert zu haben glauben. Die Franzosen sind, seit der Revolution, so oft in den Fall gesetzt worden, falsche Staats-eide zu schwören, haben so oft, was sie vor kurzem bey hoher Strafe schwören

mußten, wieder bey noch höherer Strafe
 abschwören müssen, daß es kein Wun-
 der wäre, wenn sie die Maxime des
 Spartanischen Generals Lysander:
 „Männer spielen mit Eiden, wie Kna-
 ben mit Würfelknochen,“ längst zur ihri-
 gen gemacht hätten. Ich sage nichts von
 der tyrannischen Absurdität, freyen
 Menschen durch ein Zwangsgesetz zuzumu-
 then, daß sie auf eine Meinung schwö-
 ren sollen, die entweder jetzt nicht die
 ihrige ist, oder es vielleicht morgen nicht
 mehr seyn wird. Ein ehrlicher Mann kann,
 indem er der Nothwendigkeit nachgiebt,
 der Republic Treue und Gehorsam
 schwören, ob er gleich, wenn es von ihm
 abhinge, beides lieber einem Könige zu-
 schwören möchte: aber seine Meinun-
 gen von Republik und Königthum han-
 gen nicht von seiner Willkühr ab; er kann
 nicht schwören, daß er glaube, was er
 nicht glaubt; er kann beschwören, daß
 er sich der jetzt bestehenden Regierung
 unterwerfen, und nichts gegen sie unter-
 nehmen wolle, und mehr kann man mit
 Recht nicht von ihm fordern. Wozu also,
 ich frage Sie nochmahls, der gehässige
 Eid, das Königthum zu hassen?

Heribert.

Soll ich Ihnen, weil wir doch hier unter vier Augen sprechen, meine Meinung von der Sache hier unverhohlen sagen? Unsre Bürger Direktoren sind von dem allen, was sich gegen den Eid, der Ihnen und der ganzen ehrbaren Welt so anstößig ist, sagen läßt, so völlig überzeugt, als Sie und — ich. Aber von der Höhe der Revolution herab sehen sie alle Dinge in einem ganz andern Lichte als wir andern Erdenkinder. Ob etwas, das sie wollen und verordnen, recht, billig, anständig, oder mit den bisher in der ganzen Welt angenommenen Begriffen und Grundsätzen übereinstimmig sey, kümmert Sie wenig oder nichts. Die Aufrechthaltung ihrer Republik, an welcher nicht nur ihre dermahlige Allgewalt, sondern ihre Existenz hängt, ist das Einzige, das ihnen Noth ist, für das sie Alles thun, Alles wagen, Alles aufopfern. Diese *Haine à la royauté*, die wir schwören müssen, ist eine alberne und dem Anschein nach ganz zwecklose unnütze Ceremonie; der Schwur hat an sich selbst nicht mehr Sinn als *Abra kadabra*, *Plektron*, *Aski*, *Kataski*, und andere dergleichen

Zauberwörter. Aber hat nicht unsere ganze Revolution ihren Erfolg solchen Wörtern, wobey sich niemand was bestimmtes dachte, zu danken? Das erste, was man zu thun hat, wenn man dem großen Haufen einen Ring durch die Nase ziehen will, ist, daß man dem Dinge, das er sehen soll und nicht sieht, einen Nahmen schöpft, und ihm dann mit der unverschämtesten Dreistigkeit so lange versichert, er sehe das Ding, bis er es zuletzt wirklich zu sehen glaubt. Auf eben dieselbe Weise kann man einem einfältigen Menschen weiß machen, er liebe oder hasse etwas, indem man ihm so lauge und oft wiederhohlt, er liebe oder hasse es und müsse es hassen, bis er endlich zu glauben anfängt, es müsse dem wohl so seyn, weil kluge Leute ihn dessen so positiv versicherten: und das sonderbarste ist, daß das *Abrahadabra* zuletzt seine Wirkung thut, und der Mensch wirklich in ganzem Ernst etwas liebt oder verabscheut, das ihm Anfangs völlig gleichgültig war. Glauben Sie mir, das ist der Schlüssel zu diesem Räthsel. Unsere Gewalthaber merkten, daß der Haß gegen die vormahlige königliche Regierung in

den Herzen des Französischen Volkes erkaltet war, und daß im Gegentheil eine geheime Sehnsucht nach der alten Ordnung der Dinge sich wieder in eben dem Maße äußerte, wie die guten Leute gewahr wurden, daß diese Freyheit und Gleichheit, womit die Herren bisher so große Wunder gethan hatten, nur leere Gespenster waren, die man ihnen in einem magischen Rauch hatte erscheinen lassen. Es war die höchste Zeit, wieder ein Zauberwort oder eine Taschenspieler-Formel zu erfinden, womit man den Folgen der Launigkeit, die seit einiger Zeit unter unserm Volke überhandnimmt, entgegen wirken könnte. Man läßt uns also bey jeder Gelegenheit, einzeln und in Masse, dem armen Königthum Haß schwören. Das Volk schwört, und fühlt entweder gar nichts dabey, oder weiß doch selbst nicht recht was: aber der Schwur wird so oft erneuert, wir hören ihn so oft, und beynahe täglich, von andern schwören, unser Ohr und unsere Lippen werden seiner so gewohnt, daß es uns zuletzt seyn wird, als fühlten wir wirklich etwas widerliches und schauder-

haftes bey diesem Worte, — und das Mittel hilft doch wenigstens eine Zeit lang, was es helfen kann.

Wilibald.

Ihre Erklärung läßt sich hören, wiewohl ich sehr zweifle, daß Ihre politischen Zauberer, wenn sie so etwas abzweckten, eine sonderliche Wirkung davon verspüren werden. Wenigstens wird es nicht auf lange helfen; und bey einem Volke, wie das Ihrige, das so leicht von einem Äußersten zum andern überspringt, könnte sich der erkünstelte und erzwungene Haß des Königthums am Ende wohl gar wieder in eine Liebe verwandeln, deren plötzlicher Ausbruch der Republik und ihren Stiftern, und allen, die ihre Knie vor diesem Baal gebeugt haben, eben so gefährlich werden könnte, als es der vierzehnte August dem Königthum war.

Heribert.

Davor behüte uns der gute Genius von Frankreich! — und davor wird er uns hoffentlich durch den herzlichen Abscheu vor neuen Revolutionen bewahren, der jetzt, wenn mich nicht alle Anscheinun-

gen täuschen, an die Stelle aller ihrer vorigen Ausschweifungen in den Gemüthern unsers Volkes getreten ist.

Wilibald.

Hoffen Sie nicht zu sanguinisch, mein Freund! Die vielgestaltigen und niemahls ruhenden Fakziionsgeister arbeiten dem guten Dämon der Nation zu eifrig entgegen, als daß Sie auf das Bedürfnis der Ruhe, wie stark es auch von dem Volke gefühlt wird, so sicher rechnen dürften. Aber ich wüßte Ihnen einen Rath, und, ich müßte mich sehr irren, oder es ist das einzige Mittel, Ihr Gemeinwesen, mitten unter seinen Siegen, Triumphen und Eroberungen, vor dem immer näher rückenden Untergange zu retten.

Heribert.

Wie Sie sprechen! Sie könnten einem, der leichter als ich zu schrecken wäre, angst und bange machen. Aber — weil doch auch der Rath eines Feindes nicht immer zu verachten ist, — Ihr einziges Rettungsmittel, wenn ich bitten darf?

Wilibald.

Es ist — entsetzen Sie Sich nicht gar zu sehr! — es ist — weil Sie doch keinen König mehr wollen, und in der That auch,

so lang' es noch Bourbons giebt, keinen haben können — Ihre Konstitution vom Jahre 1795, die nach dem ungeheuern Riß, den sie am achtzehnten Fruktidor bekommen hat, ohnehin nicht lange mehr halten kann, je eher je lieber selbst ins Feuer zu werfen, und — einen Diktator zu erwählen.

Heribert.

Einen Diktator?

Wilibald.

Oder Lord Protektor, oder Protarchon, oder wie ihr ihn sonst nennen wollt. Der Name thut wenig zur Sache; wenn es nur ein Mann ist, dem ihr die unumschränkte Gewalt, welche das alte Rom, wenn es um Rettung der Republik zu thun war, einem *ad hunc actum* ernannten Diktator beylegte, mit Sicherheit anvertrauen könnt. Ich räsonniere so. Wenn ihr dem Königthum nicht einen so unauslöschlichen Haß geschworen hättet, und wieder einen König haben wolltet und könntet, so müßte es ein lebenswürdiger junger Mann, von großem hohem Geist, von den größten Talenten im Krieg und Frieden, von unermüdlicher Thätigkeit, von eben so viel

Klugheit als Muth, von dem festesten Karakter, von reinen Sitten, einfach und prunklos in seiner Lebensart, immer Meister von sich selbst, ohne irgend eine Schwachheit wobey ein andrer ihn fassen könnte, zugleich offen und verschlossen, sanft und heftig, geschmeidig und hart, mild und unerbittlich, jedes zu seiner Zeit, kurz, ein Mann seyn, wie es in jedem Jahrhundert kaum Einen giebt, und dessen Genius alle andre in Respekt zu halten und zu überwältigen wüßte. Ein anderer als ein solcher könnte euch, in der außerordentlichen Lage, in welche die Revolution euch geworfen hat, nichts helfen. Da ihr nun keinen solchen König haben könnt, so müßt ihr einen Diktator suchen, der alle diese Eigenschaften in sich vereinige. Er darf aber, aus vielerley Rücksichten, kein eigentlicher Franzose, wenigstens von keiner alten und bekannten Familie seyn; und wenn er sogar einen ausländischen Namen hätte, so wäre es nur desto besser. Auch muß er eine Menge Proben abgelegt haben, daß er alle die Eigenschaften, die ich zu eurem Diktator nöthig finde, und von denen ich ihm keine nachlassen kann,

wirklich besitze; und wenn er sich bereits einen großen Namen in der Welt gemacht hätte, und in Besitz der allgemeinen Achtung stände, so sehe ich nicht, was ihm noch abginge, um euer und der ganzen Welt Retter zu werden. Das Außerordentlichste bey der Sache ist, daß ihr diesen Mann nicht erst zu suchen braucht; denn, durch einen Glücksfall, den man wohl in seiner Art einzig nennen kann, ist er schon gefunden.

Heribert.

Buonaparte also?

Wilibald.

Wer anders?

Heribert.

Und auf wie lange?

Wilibald.

So lange als er es ausdauert. Ich besorge, ihr werdet ihn nur zu bald verlieren. Also je länger je besser.

Heribert (mit komischem Ernst.)

Buonaparte Diktator der großen Nation! Der Vorschlag hat etwas Einleuchtendes. Wir werden ihn in Überlegung nehmen.

Wilibald.

Ich fordre alle eure Köpfe in beiden
Senaten heraus, einen bessern zu thun.

Heribert.

Fast sollt' ich es selbst glauben.

Wilibald.

Die Sache mag einige Schwierigkeiten
haben. Aber der Hauptpunkt ist doch,
euch recht von den grossen Vortheilen zu
überzeugen, welche die Alleinherr-
schaft, zumahl eines solchen Mannes
wie mein Diktator ist, vor einer jungen,
unerfahrenen, laubenvollen und zwischen
so vielen Parteyen und Fakzionen hin
und her schwankenden Demokratie
hat, wenn es darauf ankommt, einen zu
Grunde gerichteten und bereits in mora-
lische Verwesung gehenden Staatskörper
von dreissig Millionen Gliedern wieder zu
beleben und aufblühen zu machen. — Ich
bin Ihnen ohnehin noch die Vergleichung
des Königthums mit der Demokratie schul-
dig, und wenn es Ihnen recht ist, so ent-
ledige ich mich dieser Schuld bey der er-
sten Gelegenheit.

III.

Nähere Beleuchtung der angeblichen Vorzüge der repräsentativen Demokratie vor der monarchischen Regierungsform.

Wilibald.

Darf man so frey seyn, einige etwas einfältige Fragen an Sie zu thun, Heribert?

Heribert.

Dem Schein von Einfalt möchte wohl nicht viel zu trauen seyn. Aber fragen Sie immerhin, was Sie wollen.

Wilibald.

Nicht wahr, die Französische Nasion ist seit dem 14. August 1792 im Besitze der uneingeschränktsten Freyheit?

Heribert.

Dem Rechte nach hätte sie es von jeher seyn sollen.

Wilibald.

Und der völligsten Gleichheit?

Heribert.

Allerdings.

Wilibald.

Ich sage der völligsten Gleichheit; denn der Unterschied, den Talente und Reichthum machen, hat wenig zu bedeuten. Den Mangel an Talenten ersetzt Unverschämtheit, Verwegenheit und eine brüllende Stimme; und dem Reichthum hält die Unsicherheit des Besitzers, und der Anspruch des Habenichtes an die ganze Welt, die Wage.

Heribert.

Spötter!

Wilibald.

Hauptsächlich aber ist die Suveränität, in der höchsten Bedeutung des Worts, ein ausschließliches Recht der Nasion und

gleichsam der groſſe Diamant an eurer Freyheitskappe? Nicht wahr?

Heribert (lachend.)

Ohne Zweifel.

Wilibald.

Das heiſt: Der Wille der Nazion ist Gesetz, und niemand ist berechtigt, ihr ein anderes wider ihren Willen aufzudringen?

Heribert.

Halten Sie einen Augenblick! Dahinter möchte wohl eine verborgene Schlange stecken! — Doch ich fürchte sie nicht. Also, ja, es ist wie sie sagen.

Wilibald.

Verzeihen Sie, daſs ich noch ein paar Fragen hinzu füge. Die neue republikanische Metafysik ist so subtil, daſs unser einer immer besorgen muſs, sie nicht recht gefaſt zu haben.

Heribert.

Ich für meinen Theil besorge eher, daſs sie nicht subtil genug ist. Aber fragen Sie, fragen Sie immerzu!

Wilibald.

Ist die Nazion suverän, weil sie die Macht hat alles zu thun was sie will? oder vermöge ihrer Menschenrechte?

Heribert.

Was Sie aber auch für Fragen thun! Ich könnte sagen, aus beiderley Grunde; denn wer alles thun kann was er will, ist unfehlbar suverän. Indessen da sich auf die bloße Macht kein Recht gründen läßt, so erwarten Sie wohl keine andre Antwort, als daß ich sage, vermöge der allgemeinen Rechte des Menschen.

Wilibald.

Aber diese sind unverlierbar?

Heribert.

Ist es etwa die Suveränität der Nation nicht auch? Sie ist ja das unverlierbarste aller ihrer Rechte.

Wilibald.

Das soll mir lieb seyn! Denn so haben wir den breitesten und gebahntesten Weg vor uns, und eine Menge problematischer Knoten lösen sich von selbst auf.

Heribert.

In der That giebt es keine einfachere Wissenschaft als die Politik. Diejenigen, die eine so schwere, verwickelte, mit so vielen Kautelen umschanzte, in ein so geheimnißvolles Dunkel eingehüllte, so viel Schlaueit und taschenspielerische

Behendigkeit erfordernde Kunst aus ihr machten, haben von jeher nichts Gutes im Schilde geführt.

Wilibald.

Bravo! Darüber wären wir also im klaren. — Nun, mit ihrer Erlaubniß, meine letzte Frage: Glauben Sie wohl, daß die Fünfmänner, denen Ihre Nazione die Vollziehungsmacht, als einen Theil der ihr selbst zuständigen höchsten Gewalt, anvertraut hat, sich entschließen könnten, bey der nächsten Zusammenberufung der Urversammlungen, es in die freye Willkühr des souveränen Volks zu stellen, ob es die zeitherige von der Majorität des Direktoriums am achtzehnten Fruktidor mit eignen Händen so jämmerlich durchlöchernte Konstitution wieder zusammen flicken, und, etwa nach B. Röderers Vorschlägen, frisch auskalfatern und neu betakeln lassen, oder lieber eine andre Verfassung, z. B. das verhaßte Königthum, etwa auf den Fuß der Konstitution von 1791, allenfalls auch mit den nöthigen Verbesserungen, wiederherstellen wollen? — Was meinen Sie, Heribert?

Heribert.

Dazu werden sich unsre Bürger F ü n f -
m ä n n e r niemmermehr entschliessen. Lie-
ber noch zwanzig achtzehnte Fruktidors
hinter einander! Lieber wieder, wofern
wir uns nicht anders zu helfen wissen,
Robespierre's allmächtiges Schrek-
kensystem und die permanente Guillotine
in allen Kommunen der Republik wieder
aufgestellt! Wo denken Sie hin? Wahr-
lich, die Republik würde übel dabey fah-
ren, wenn man das Volk in der Stim-
mung, werin es gerade jetzt ist, auf eine
so gefährliche Probe stellen wollte. *Ne
nos inducas in tentationem!*

Wilibald.

Besorgen Sie etwa einen Bürgerkrieg?
Darüber können Sie ohne Kummer seyn.
Neun Zehentel der Nazion wünschen
ja nichts sehnlicher als Ruhe und Ord-
nung. Das wissen Sie.

Heribert.

Aber wenn nun, wie es allerdings nicht
unmöglich wäre, eben diese neun, oder
auch nur acht Zehentel der versam-
melten Nazion sich für einen König er-
klärten?

Wilibald.

So wüßten wir den Willen des Suveräns; und ein Knecht, der seines Herren Willen weiß und —

Heribert (ihm in die Rede fallend.)

Des Suveräns, sagen Sie?

Wilibald.

Nun ja freylich! Oder wäre die Nation etwa schon nicht mehr, was sie noch vor zwey oder drey Minuten war?

Heribert.

Aber sie kann nur Suverän seyn, in so fern sie Republik ist, und die Republik ist bloß in den entschiedenen Republikanern vorhanden, deren Wahlspruch, *la republique ou la mort!* ist. Diese erkennen keine andre Französische Nation als sich selbst. Alle übrigen, und wenn sie auch neun und zwanzig Dreyßigstel der Einwohner Frankreichs ausmachen, sind Royalisten, Orleanisten, Müskadins, Vendeisten, Emigrierte, Sonnenbrüder, Koblenzer, *Clitchiens*, kurz alles in der Welt, nur keine Franzosen —

Wilibald.

Das ist freylich ein anderes!

Heribert.

Es ist sehr möglich, und kommt mir selbst mehr als wahrscheinlich vor, daß die eigentlichen Kern-Republikaner bey weitem den kleinsten Theil des ganzen Volks ausmachen: aber dafür sind sie auch der streitbarste und entschlossenste. Nimmermehr würden sie sich, so lange sie noch einen Tropfen Blut zu vergießen haben, nach dem Willen einer royalistischen Majorität fügen, und der Bürgerkrieg wäre unvermeidlich.

Wilibald.

Aber, noch einmahl, was für ein Recht hätten diese Republikaner, dem Willen einer Majorität, die beynahe die ganze Nation ausmacht, mit Gewalt zu widerstehen? Denn Sie werden mir erlauben, das, was Sie vorhin von der republikanischen Art, die Nation zu definieren, sagten, für bloßen Scherz aufzunehmen.

Heribert.

Was ich Sie versichern kann, ist, daß es unsern Republikanern sehr Ernst damit ist. Recht oder unrecht, genug sie wollen die Republik; und was sie ernstlich wollten, haben sie noch immer, wenn sonst

nichts mehr half, mit den kräftigsten aller Argumente, mit Bajonetten und Kanonen, durchgesetzt. Aber da sie für eine von der größten Majorität des Volks feierlich angenommene und beschworne Konstitution fechten würden, hätten sie auch das Recht auf ihrer Seite.

Wilibald.

Wie können Sie, nachdem das Direktorium selbst die zwey wesentlichsten Grundpfeiler dieser Konstitution umgeworfen hat, und sich dessen, was von ihr noch übrig ist, bloß zu Maskierung und Deckung seines immer weiter um sich greifenden Despotism bedient, wie können Sie verlangen, daß die Nation noch Achtung für eine solche Konstitution trage, oder sich unter ihr sicher glaube?

Heribert.

Ich verlange nichts; das Direktorium verlangt es: und, was auch seine Absichten seyn möchten, genug daß es, so lange die Konstitution noch in ihren Hauptmauern steht, wenigstens den Anschein des Rechts für sich hat, und (was am Ende doch allein entscheidet) Macht genug besitzt, seinem Willen Kraft zu geben.

Wilibald.

Und wie sieht es nun bey dieser Bewandtniß der Sachen um die Suveränität der Nazion aus?

Heribert.

Herrlich! glänzend, besser als jemahls! Da lesen Sie. Hier steht ein Beweis, der alle andern überflüssig macht. Lesen Sie in diesem öffentlichen Blatte, daß unter andern klugen Maßregeln, „den Bürgersinn auf die bevorstehenden Urversammlungen wieder aufzufrischen,“ auch diese genommen worden ist, daß die Suveränität des Volks durch ein eigenes Fest, am dreysigsten Ventose dieses Jahres, in der ganzen Republik gefeiert werden soll. Können Sie einen einleuchtendern Beweis verlangen als diesen?

Wilibald.

Wirklich? — So gestehe ich Ihnen, die Erfindung dieser neuen Maschine, dem sterbenden Glauben des Französischen Volks an seine eigne Suveränität etwas Lebensluft zuzuwehen, ist in meinen Augen eine äußerst merkwürdige Erscheinung. Sie beweiset mir eines von beiden: entweder, daß die dermahligen Gewalthaber von dem Verstande des Französischen

Volks eine außerordentlich geringe Meinung haben; oder daß ihre Furcht vor dem, was auf den nächsten allgemeinen Volksversammlungen geschehen könnte, sehr groß seyn muß, da sie ihnen die möglichen und sogar wahrscheinlichen Folgen eines solchen Festes zu verbergen scheint.

Heribert.

Wie so?

Wilibald.

Es wäre doch sehr möglich, laß Ihr Volk, wie leichtsinnig es auch immer seyn mag, durch eine so laute Aufforderung zum Nachdenken beynahe gezwungen, auf den Einfall käme, sich selbst zu fragen: Ist es denn auch wahr, daß wir der Suverän von Frankreich sind?

Heribert.

Diese Frage wäre nicht schwer zu beantworten.

Wilibald.

Sie wissen aber, wie das Volk ist. Sich in weitläufige und tiefsinnige Untersuchungen, Abstraktionen und Distinktionen einzulassen, ist seine Sache nicht. Es giebt einen kürzern Weg ins klare zu

kommen. Diogenes führte gegen den Sofisten, der seinen Zuhörern die Unmöglichkeit der Bewegung durch eine Menge spitzfindiger Argumente vordemonstriert hatte, keinen andern Gegenbeweis, als daß er davon ging. Wie, wenn das Französische Volk, um sich selbst von seiner Suveränität zu überzeugen, plötzlich den Entschluß nähme sie auszuüben, die Konstitution von 1795 vollends zu kassieren, seine zeitherigen Vertreter und Agenten nach Cayenne zu deportieren, und das Königthum zurück zu rufen? Gestehen Sie, Freund Heribert, wofern das Französische Volk wirklich so gestimmt ist, wie man mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthet, so könnte kein Tag zu einem solchen Schritte bequemer und schicklicher seyn, als das Fest seiner Suveränität.

Heribert.

Da wäre das Direktorium freylich mit seinem vermeinten Präservativ garstig angeführt! — Aber es hat keine Gefahr. Unsere Drey Männer, auf welche doch am Ende alles ankommt, haben zu viele und große Proben ihrer Vorsichtigkeit abgelegt, als daß zu besorgen wäre, sie möch-

ten bey einer so wichtigen Gelegenheit in eine Grube stürzen, die sie sich selbst gegraben hätten. Von den entschiednen Royalisten gilt gerade das Gegentheil. Wenn hier eine Grube gegraben wird, so däucht mich sie werde den Royalisten gegraben; und die unkluge Voreiligkeit, womit sie bisher noch immer ihre eigenen Plane und Anstalten selbst vereitelt haben, könnte ihnen leicht bey dieser Versuchung, in welche sie (vielleicht absichtlich) geführt werden, abermahl einen schlimmen Streich spielen. Auf alle Fälle werden Sie sehen, dafs die Republik, Dank sey den eben so kräftigen als klugen Mafsregeln ihrer Vorsteher, triumphierend aus der Gefahr, wofern hier eine ist, hervorgehen wird.

Wilibald.

Ich wünsche allen Menschen, und gewifs auch Ihrer Nazion, wiewohl sie der meinigen viel Böses gethan hat, zu aufrichtig Gutes, als dafs es mich nicht freuen sollte, wenn der 30. Ventose in ganz Frankreich ruhig und fröhlich abläuft. — Aber wenn diefs auch, durch die Mafsregeln des Direktoriums, auf welche Sie so eben deuteten, der Fall seyn dürf-

te, das heisst, wenn jede zweckmässige Anstalt getroffen wird, dass das Volk seine Souveränität nicht ausüben könne, wie grosse Lust es auch dazu haben möchte, — kehrt da nicht die alte Frage wieder: Was für ein seltsames Ding ist es um ein Recht, das ich zwar besitze und nie verlieren noch veräussern kann, aber nur nicht ausüben darf? Wenn der Wille der eminenten Mehrheit für den allgemeinen Willen gilt; wenn dieser das höchste Gesetz im Staat, und die Souveränität das heiligste unverletzlichste Recht des Volkes ist: mit welcher Befugniss dürfen blofse Staatsbeamte sich unterfangen, den Willen ihres obersten Gebieters in Fesseln zu legen?

Heribert.

Glauben Sie ja nicht, die unsrigen mit dieser Frage in Verlegenheit zu setzen. Wir appellieren von dem Volke an die Nation. Das Volk ist veränderlich, leicht zu bewegen, leicht zu täuschen und irre zu führen, leicht von einem Ton in einen andern zu stimmen. Es handelt immer nach fremdem Antrieb und momentanen Eindrücken, ist immer in der Gewalt eines jeden, der sich seiner Leiden-

schaften zu bemächtigen, oder ihm seine eigenen mitzutheilen weiß, und Muth genug hat, sich an seine Spitze zu stellen. Nichts ist daher nothwendiger, als seine Aufwallungen und Launen von seinem festen, unwandelbaren und allgemeinen Willen zu unterscheiden. Dieser ist da, wo die allgemeine Vernunft ist; nicht in den einzelnen Departementen, Kommunen und Volksversammlungen, sondern in der ganzen Nation, in so fern sie über ihre eignen Rechte und Vortheile aufgeklärt ist, oder (was auf das nehmliche hinaus läuft) in so fern sie durch den aufgeklärtesten und von echtem Gemeingeist beseelten Theil des Volks repräsentirt wird. Diesem kommt es alsdann zu, die Bewegungen des Volks zu leiten, es in Übereinstimmung mit sich selbst zu erhalten, es vor den hinterlistigen Künsten seiner verkappten Feinde zu verwahren, und zu Beobachtung der Gesetze, die es einmahl als Aussprüche der Vernunft erkannt hat, anzuhalten, kurz, einer Wankelmüthigkeit Einhalt zu thun, die den Staat in eine ewige Anarchie stürzen würde, wenn der Despotismus des Gesetzes (den man

den Vollziehern desselben mit Unrecht zur Last legt) ihm nicht einen Damm entgegen thürmte, den sie nicht ungestraft überspringen darf.

Wilibald lächelnd.

Ich danke Ihnen, lieber Heribert, daß Sie meinen Begriff von der V o l k s s u v e r ä n i t ä t so schön rektifiziert haben. Denn ich gestehe, daß ich mir immer keine rechte Vorstellung davon machen konnte, was ihr Republikaner euch dabey denkt. Sie ist also nicht unverlierbar, wie wir vorhin annahmen?

Heribert.

Dem Rechte nach, allerdings; dem Gebrauch nach, nicht. Denn das Volk ist ja um seines eignen Besten willen genöthiget, die Ausübung derselben einem kleinen Ausschuss aus seinem Mittel aufzutragen.

Wilibald.

Das Volk kann sich also nicht selbst regieren, wiewohl es das vollkommenste Recht dazu hat? kann nicht sein eigner Gesetzgeber noch Richter seyn? seine Finanzen nicht selbst verwalten? seine Kriegsheere nicht in eigner höchster Person anführen? — wie sehr es auch zu allem dem berechtigt ist?

Heribert.

Sie scherzen, Wilibald.

Wilibald.

Um Verzeihung! Ich rede in ganzem Ernst. Das Volk befindet sich also mit seiner Suveränität völlig in dem Fall eines unumschränkten Erb - Monarchen, der noch in der Wiege liegt; es bedarf einer Vormundschaft, die alles, was es als sein eigener Suverän zu thun hat, in seinem Nahmen beobachtet, — kurz, an seiner Statt seine Rechte wahrnimmt und seine Pflichten erfüllt?

Heribert,

Die Natur der Sache läßt es nicht anders zu. Nur belieben Sie den Unterschied zu bemerken, daß der unmündige Monarch sich seine Stellvertreter nicht selbst auslesen kann, das Volk hingegen bereits in dem Alter ist, die seinigen zu wählen.

Wilibald.

Nehmen Sie Sich in Acht, Heribert! Machten Sie mir nicht eben selbst eine Abschilderung von dem Karakter des Volks, aus welcher ganz geradezu folgt, daß es, ungeachtet der Volljährigkeit der einzelnen Menschen, woraus seine ganze

Masse besteht, eben so wenig zu einer solchen Auswahl taugt, als ein unmündiger Monarch? Das Volk ist ein vielköpfiges, vielsinniges, vielzüngiges Thier, voller Leidenschaften und Vorurtheile; hitzig und brausend, wo es kalt und gelassen seyn, eigenwillig und starrsinnig, wo es auf Vernunft hören, wankelhaft, wo es unbeweglich stehen, unentschlossen, wo es schnellbesonnen und muthvoll seyn sollte. Seine Berathschlagungen sind gewöhnlich tumultarisch; und je größer die Anzahl derjenigen ist, die entweder in ihrer eigenen Einbildung, oder in der Meinung andrer, für vorzügliche Köpfe gelten, in desto mehr kleine Fakzionen wird es sich spalten, desto schwerer wird es seyn, so viele Köpfe unter Einen Hut zu bringen, und desto weniger ist zu erwarten, daß sie sich in ihren Wahlen, ich will nicht sagen immer, sondern nur meistens, auf die tauglichsten und würdigsten Subjekte vereinigen werden. Lassen Sie es in irgend einem kleinen Kuh schnappel nur um die Wahl eines Thorschreibers oder Nachtwächters zu thun seyn, überlassen Sie solche dem Volke, und sehen wie es dabey zugehen

wird! In einem größern Abdera ist's nur desto schlimmer. Doch das müssen Sie selbst bereits aus Erfahrung am besten wissen.

Heribert.

Nur allzu wahr! Und dennoch —

Wilibald (ihm in die Rede fallend.)

Die große Urquelle aller Täuschung eurer republikanischen Dogmatiker ist, daß sie überall, wo es das Interesse ihres Systems erfordert, sich das Volk nicht so denken, wie es wirklich ist, sondern wie es seyn müßte, wenn es sich der Rechte, die sie ihm einräumen, weislich sollte bedienen können. Dieß gilt von eurer ganzen Konstitution. Sie ist in einer Art von profetischem Geiste, für ein anderes Jahrhundert, für ein Volk, das erst noch dazu gebildet werden soll, gemacht, und wird nach aller Wahrscheinlichkeit eine noch so weit entfernte Zukunft nicht erleben. — Doch, dieß nur im Vorbeygehen, und ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie unterbrochen habe. Ich erinnere mich Ihres „und dennoch!“ sehr wohl, und will Ihnen die Mühe ersparen, Sich näher zu erklären, weil ich Ihre Meinung zu errathen glaube. Da wir gemein-

schaftlich Wahrheit suchen, so ist nöthig, daß wir immer so nahe beysammen bleiben, als möglich seyn will. Ich räume Ihnen also zu diesem Behuf ein, daß ein Volk — es sey nun, daß es sich bisher noch in einer Art von Naturstand befunden, und nun entschlossen sey, künftig eine bürgerliche Gesellschaft auszumachen, oder daß es, wie die Französische Nation, durch irgend eine Revolution, in jenen anarchischen Stand zurückgeworfen worden — daß dieses Volk nicht nur berechtigt, sondern (wofern es anders der Würde vernünftiger Wesen nicht entsagen will) verbunden ist, sich einer gesetzmäßigen Regierung zu unterwerfen. Ein Volk, es bestehe nun aus dreißig tausend oder aus dreißig Millionen Menschen, kann vernünftiger Weise seine Suveränität nur zu einem einzigen Akt gebrauchen, nemlich zu demjenigen, wodurch es sich derselben wieder begiebt, indem es sie entweder mehreren Personen oder einer einzigen zur Verwaltung überträgt.

Heribert.

Mit Ihrer Erlaubniß, das Volk begiebt sich seiner Suveränität keinesweges, in-

dem es bloß die Last der Verwaltung auf andere wälzt.

Wilibald.

Was wollen Sie damit sagen? Sie wollen doch nicht aus dem millionenköpfigen Suverän eine Art von morgenländischem Schach machen, der die Regierung bloß darum auf fremde Schultern legt, um sich desto gemächlicher und ungestörter einer wollüstigen Unthätigkeit überlassen zu können? Das Volk begiebt sich der Ausübung seiner höchsten Gewalt, weil es sie nicht selbst verwalten kann; weil kein anderes Mittel ist, zu dem Zustand von Ordnung und Ruhe zu gelangen, ohne welchen es sich den Genuß der Vortheile des bürgerlichen Lebens nicht verschaffen könnte. Der wahre Suverän im Staat ist derjenige, der das Recht hat die höchste Gewalt auszuüben; und von dem Augenblick an, da das Volk sich der Ausübung dieses Rechts begeben hat, tritt es, wie groß auch seine gesetzmäßige Freyheit immer seyn mag, in das Verhältniß eines Unterthans, und ist seiner sich selbst gegebenen Obrigkeit Gehorsam schuldig. Gegen die Evidenz dieser Grundwahrheit helfen keine Di-

stinkzionen. Auch sehen Sie, daß Ihre dermahligen Gewalthaber es nicht anders verstehen, und ihren vorgeblichen Suverän sehr gut in der Zucht zu halten wissen; nicht selten mit einer Strenge, die kein Minister Ihrer letzten Könige zu wagen sich getrauet hätte. — Aber, um nicht wieder aus unserm Wege zu kommen, will ich mich über diesen Punkt, was die Theorie betrifft, in keinen Streit mit Ihnen einlassen; zumahl, da ich nicht zu läugnen begehre, daß es, in dem bestimmten Falle, den wir vorausgesetzt haben, von der Willkühr des Volkes abhängt, unter welchen Bedingungen und Modifikationen es seine höchste Gewalt in die Hände seiner Stellvertreter legen will. Bekanntlich bilden diese Modifikationen die verschiedenen Formen der Staatsverfassung, deren weit mehrere sind als man gewöhnlich annimmt. Aber unter allen diesen Formen bleibt das Wesen der Regierung sich selbst gleich; die Bedingungen, unter welchen es möglich ist, ein von Natur freyes Volk zu regieren, sind in allen eben dieselben; die Rechte dessen oder derjenigen, welchem oder

welchen die höchste Gewalt anvertraut ist, und die Pflichten des Volks, welches zu gehorchen schuldig ist, sind in allen eben dieselben, und umgekehrt. —

Heribert.

So daß es also, Ihrer Meinung nach, einem Volke ganz gleichgültig seyn kann, ob es von einem Monarchen oder von einer demokratischen Obrigkeit regiert werde?

Wilibald.

Doch nicht ganz gleichgültig. Jede dieser Formen hat ihre eigenen Vorzüge und Nachtheile; und wenn Sie genau gegen einander abgewogen werden, so dürfte wohl, wie ich mir zu behaupten getraue, der Vorzug auf Seiten der Monarchie seyn.

Heribert.

Da kommen wir auf einmahl so weit aus einander, daß es schwer halten wird, uns wieder zusammen zu finden.

Wilibald.

Wir wollen also, mit Ihrer Erlaubniß, diesen letztern Punkt, wenigstens vor der Hand, unentschieden, oder, wenn Sie wollen, nach Ihrem eigenen Gutdünken entschieden seyn lassen, und bloß bey

Wieland 58. B.

6

dem verweilen, was allen Regierungsformen gemein ist. Um desto eher aus der Sache zu kommen, wollen wir nur die uneingeschränkte Monarchie und die vollkommene Demokratie mit repräsentativer Regierung und getheilten Gewalten, als die beiden Äußersten, zwischen welchen alle ändern liegen, gegen einander stellen, um zu sehen, was sie mit einander gemein haben.

Heribert.

Ich bins zufrieden. Nur verbitte ich alle kleine optische Kunstgriffchen bey der Zusammenstellung.

Wilibald.

Besorgen Sie nichts dergleichen; ich werde nicht nöthig haben, der Wahrheit durch Kunst nachzuhelfen. Fürs erste also: In der besagten Demokratie, wie in der uneingeschränktesten Monarchie, hat sich das Volk des Gebrauchs der höchsten Gewalt begeben. Denn wiewohl es in jener den Namen des Suveräns beybehält, und in Frankreich künftig sogar ein Fest seiner Suveränität mit allem gebührenden Pompe begehen wird, so wollte ich doch Sr. Popularen Majestät nicht rathen, sich den Verordnungen der Bürger

Direktoren, oder den Bajonetten und Kanonen der unter den Befehlen derselben stehenden Bürger Soldaten und Leibgardisten zu widersetzen. Oder glauben Sie etwa —

Heribert.

Nein, nein! Über diesen Punkt bin ich völlig Ihres Glaubens. Nur weiter!

Wilibald.

Zweytens: In beiden ist dem Volke das vor einigen Jahren so hoch gepriesene Maratische Recht der heiligen Insurrektion niedergelegt.

Heribert.

Ohne alle Bedingung?

Wilibald.

Ohne alle Bedingung.

Heribert.

Das ist hart!

Wilibald.

Es giebt wirklich Fälle, wo es sehr hart ist.

Heribert.

In der unumschränkten Monarchie mag das wohl so seyn, wo das Volk in politischem Sinne für Nichts gerechnet ist—

Wilibald.

Das ist nun auch so einer von euern

auf gut Glück angenommenen Sätzen, gegen den ich sehr viel einzuwenden hätte. Doch davon ein andermahl! — In der Demokratie also, meinen Sie, wäre es ein andres mit dem Rechte der heiligen Insurrektion?

Heribert.

Unlängbar ist das Volk in mehr als Einem Falle dazu berechtigt.

Wilibald.

Berechtigt? Wenigstens in der Demokratie nicht mehr als in der Monarchie.

Heribert.

Zum Beyspiel, wenn die obersten Vollzieher der höchsten Gewalt sich einen wesentlichen Eingriff in die Konstitution erlauben wollten.

Wilibald.

Wie, Heribert? Haben Sie vergessen, daß am achtzehnten Fruktidor der *Casus in terminis* schon da gewesen ist? Kann die Konstitution wohl gröblicher verletzt werden, als wenn das Direktorium sich einer ihm ausdrücklich untersagten Disposition über die bewaffnete Macht anmaßt, um einen gewaltsamen Eingriff in die Freyheit des gesetzgebenden Körpers und seiner eigenen Mitglieder zu thun? — Das

Missfallen aller guten Bürger über diesen ungeheuern Akt von Sultanism war so allgemein als ihr Erstaunen; und doch rührte sich das Volk nicht! — Und warum rührte es sich nicht?

Heribert.

Die Überraschung, der Schrecken —

Wilibald.

Wird vermuthlich in jedem ähnlichen Falle dieselbe Wirkung thun. Aber, was Sie als etwas ganz ausgemachtes annehmen können, ist, daß das Direktorium, zum Beweise, daß es dem Volk kein Recht zum Aufstand zugesteht, in jedem Falle, wo es für nöthig halten wird, „die Republik durch einen Bruch in die Konstitution zu retten,“ auch die nöthigen Mafsregeln nehmen wird, dem Volke die Ausübung eines solchen Rechts, durch eben dieselben Mittel, deren sich der entschiedenste Despot gegen unruhige Unterthanen bedient, unmöglich zu machen. Auch versteht sich von selbst, daß es das entscheidende Urtheil über die Fälle, wo diese Nothwendigkeit eintreten möchte, jedesmahl sich selbst ausschliesslich vorbehalten wird. Wo bliebe denn also,

was diesen Punkt betrifft, der Unterschied zwischen den Fünfmännern in der Demokratie und dem Einzigen Mann in der unumschränktesten aller Monarchien?

Heribert (die Achsel zuckend.)

Also weiter.

Wilibald.

Drittens: In beiden ist dem Volke, dem souveränen so gut als dem allerunterthänigsten, alle Macht benommen, die Staatsverfassung zu ändern, wie groß auch immer seine Lust dazu seyn möchte.

Heribert.

Wie wäre das?

Wilibald.

Zum Beyspiel: Setzen wir den möglichen Fall, das Volk wäre der *quinque-viralischen* Regierung müde und überdrüssig; es finge an zu bemerken, daß die Vortheile, die es von seinem einzigen Prärogative, dem Wahlrecht in den Primarversammlungen, zieht, gegen den damit verknüpften Zeitverlust, die Unterbrechung seiner gewöhnlichen Geschäfte, und alle die heillosen Folgen des ewigen Intriguierens, Kabalierens, Aufhetzens, Verführens und Bestechens, das von ei-

ner solchen alle Jahre wiederkommenden Wählercy unzertrennlich ist, in gar keiner Proportion stehen; kurz, gesetzt das Volk überzeugte sich, bey Vergleichung seines gegenwärtigen Zustandes mit den goldnen Zeiten, wozu man ihm Anfangs so große und nahe Hoffnung machte, daß es ihm besser wäre, die dermahlige Ordnung der Dinge mit einem leidlich eingerichteten Königthum zu vertauschen, und es wollte bey den nächsten Urversammlungen seinen Suveränen Willen über diesen Punkt kund werden lassen —

Heribert.

Das könnte doch wohl nicht ohne Berathschlagung und Debatten geschehen, und diese sind dem Volke bekannter Massen durch die Konstitution untersagt.

Wilibald.

Das ist es eben, was ich meine. Das Direktorium, dem mit einer solchen Entschliessung seines Suveräns nicht gedient wäre, wird es nicht an sich fehlen lassen, unter der Ägide der Konstitution, bey jedem Anschein, daß das Volk sich eines so sträflichen Gebrauchs seiner Suveränität unterfangen möchte, so kräftige Mafsregeln dagegen zu nehmen, daß es

den heutigen Griechen zehnmal leichter seyn wird, das Joch der Türken abzuschütteln, als den Franzosen, ihrer Souveränität wieder los zu werden, wie überlästig sie ihnen auch immer seyn möchte.

Heribert.

Das glaub' ich selbst.

Wilibald.

Also viertens: In beiden ist das wesentlichste Interesse des Volks in fremden Händen; in der Monarchie in den Händen des Monarchen und seiner Räthe und Vertrauten; in der Französischen Demokratie in den Händen der beiden gesetzgebenden Räthe und des Direktoriums, welches auch seine Vertrauten, Günstlinge, Helfershelfer und Kreaturen hat, und in ungleich größerer Anzahl als irgend ein Monarch. Das souveräne Volk hat hierin im Grunde vor dem allerunterthänigsten nichts voraus. Es muß z. B. so gut wie dieses, alles, was es hat, hergeben, um die wirklichen und vorgeblichen Staatsausgaben zu bestreiten, ohne daß weder dem einen noch dem andern darüber Rechnung abgelegt wird; es muß, so gut wie dieses, seine Söhne an die Schlachtbank führen lassen, so-

bald es den Wenigen beliebt, in deren Willkühr es den Gebrauch seiner wichtigsten Oberherrlichkeits-Rechte gestellt hat; es muß der Wohlthaten des Friedens so lange entbehren, als es das Interesse der herrschenden Faktion ist, Krieg zu haben; und man sieht aus dem ganzen Benehmen dieser Faktion, wie geflissentlich sie es darauf anlegt, den Janustempel, von dessen Schließung sie sich wenig Gutes zu versprechen scheint, ewig offen zu erhalten.

Heribert.

Sehen Sie nicht, mit welchem Enthusiasmus sich die ganze Nazon für die große Unternehmung gegen Karthago interessiert?

Wilibald.

Die ganze Nazon? Daran zweifle ich sehr. Wenn es aber auch wäre, so weiß man ja, wie gewaltig und unablässig sie seit einiger Zeit wieder elektrisiert und fanatisiert wird. Aber vergessen Sie nicht, daß keine Nazon in der Welt leichter in Feuer zu setzen, leichter zu verführen und zu mißbrauchen, leichter von einem Äußersten zum andern hinzureißen ist, als die Ihrige. Schon lange liefs sie es

deutlich genug merken, daß sie den Frieden für ein Gut halte, das die Aufopferungen, die man ihm machen müßte, überschwenglich bezahlen würde. Freylich findet zwischen den unterthänigen Völkern und dem souveränen auch diese Ähnlichkeit Statt, daß bey solchen Gelegenheiten beyden ungefähr die nehmlichen Komplimente gemacht, beiden dieselben Trostlieder vorgesungen, beide durch dieselben Vorspiegelungen zur Geduld und zur Anstrengung ihrer letzten Kräfte angefeuert werden: es ist aber auch dießmahl bloß von den Ähnlichkeiten die Rede.

Heribert,

(läßt den Kopf ein wenig auf die Seite hängen, zählt seine Finger und nimmt Tabak.)

Wilibald.

Ich sehe, daß ich zu lange auf einer so widerlich schnarrenden Saite verweile. Also nichts weiter als dieß einzige. Je genauer wir die Sache von allen Seiten betrachten, desto einleuchtender, däucht mir, muß es uns werden, daß nirgends ein rechtmäßiger Grund vorhanden ist, warum ein republikanischer Christ dem

Königthum, wie dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen in seinem Taufb und, entsagen, oder ein atheistischer Republikaner ihm alle Augenblicke eine so hässliche Leidenschaft, als unversöhnlicher Haß ist, zuschwören soll. Es lebt sich ganz leidlich in der Republik, wie in der Monarchie, vorausgesetzt, daß beide mit Gerechtigkeit und Weisheit regiert werden. Wenn der Monarch die Tugenden Mark - Aurels mit der Klugheit Augusts und der Tapferkeit und Mäßigung Trajans in sich vereinigt; wenn in der Republik das Direktorium und seine Ministerialen, die gesetzgebenden Kollegien, die Gerichtshöfe und die Heerführerstellen mit lauter Männern, wie Aristides, Perikles, Epaminondas, Focion, Timoleon, Paul - Ämil, Regulus, Kato u. s. w. besetzt sind: so werden gute und verständige Menschen (die nicht mehr verlangen als was billig ist) sich unter beiderley Regierungsformen wohl genug befinden um keine Änderung zu wünschen.

Heribert.

Eine bescheidene Forderung, das ge-

steh' ich! Ungefähr wie wenn Plato die Republik von lauter Philosophen regiert haben will.

Wilibald.

Kann ich weniger fordern? Damit eine Republik, zumahl eine so große wie die Ihrige, gedeihe, ist Tugend, als herrschendes Princip der Regenten sowohl als der Regierten, eine unnachlässige Bedingung: das ist so erweislich als irgend ein Lehrsatz im Euclid. Die Monarchie kann sich, zur Noth, mit weniger behelfen. Wenn der Fürst nur kein Kaligula oder Klaudius, seine Minister keine Tigelline, seine Gemahlin keine Messalina oder Brünhild, seine Mätresse keine Theodora, seine Günstlinge keine Pallasse und Narcissen sind, so können die Unterthanen immer zufrieden seyn, und alles mag, durch den bloßen Mechanism der gewöhnlichen Polizey, Justiz- und Finanz-Verwaltung, in einem einmahl in sich selbst bestehenden Staate noch ganz erträglich gehen. In der Republik hingegen —

Heribert (gähmend.)

Was geben uns die Schauspieler diesen Abend?

Wilibald.

Die Zauberflöte.

Heribert.

Desto besser. Ich gestehe Ihnen, unser Gespräch hat mich übellaunig gemacht; es braucht nichts geringers als einen Dichter wie Schikaneder und einen Tonkünstler wie Mozart, um mir wieder zu einer leidlichen Stimmung zu verhelfen. Lassen Sie uns aufbrechen.

IV.

Was ist zu thun?

Geron.

So werd' ich denn doch den fatalen Augenblick sehen, da mein armes Vaterland, — dieses einst so mächtige, so ehrwürdige Germanien, das im Stande seiner rohen Freyheit von dem allgewaltigen Rom selbst nicht bezwungen werden konnte, sich von euern noch allgewaltigern Demagogen wie eine Masse Thon behandeln, und nach ihrer Willkühr, weiß der Himmel in welche abenteuerliche Form oder Unform umgestalten lassen muß! So weit wär' es nun auch mit uns gekommen! Und dieß wäre al-

les, was wir mit einem Kriege gewonnen hätten, der entweder nie angefangen, oder —

Heribert (ihm in die Rede fallend.)

— sich nie endigen, oder nur mit Deutschlands gänzlichem Umsturz endigen sollte? Das letzte wollen Sie doch nicht? und das erste ist nicht mehr zu ändern. Was ist also zu thun?

Geron.

Wenn wir noch wären, was unsere Vorfäter in jenen Zeiten waren, da alle übrige Völker Europens, sogar die auf ihre damahligen Vorzüge in Kultur und Aufklärung stolzen Italiäner, noch mit Achtung von den Deutschen sprachen, — so wäre diese Frage bald beantwortet. Wenn wir noch Energie, noch alten Brudersinn, noch Stolz und Vertrauen auf uns selbst, noch Vaterlandsliebe und Nazionalgeist hätten —

Heribert.

Vaterlandsliebe? Nazionalgeist? — Lieber Geron! wozu dieser Eifer? Und wenn Sie ihn sogar in jedem einzelnen Deutschen entzünden könnten, wozu? Was würde, da die Sachen nun einmahl so weit gekommen sind, damit ausgerich-

tet? Soll die Deutsche Nation in Masse aufstehen?

G e r o n (tief erseufzend.)

Sie haben Recht! Ich vergals, daß wir das nicht können, — nicht dürfen, wenn wirs auch könnten; ich vergals, daß wir keine Nation sind; daß wir das ungeheure Bild sind, das König Nebukadnezar einst im Traume sah, — „dessen Haupt war von feinem Gold, seine Brust und Arme von feinem Silber, sein Bauch von Erz, seine Schenkel von Eisen, seine Füße halb von Eisen und halb von Thon.“ ³⁾

H e r i b e r t.

Und Sie wundern Sich noch, daß diese Füße von dem gewaltigen Stein, der auf sie herab fiel, zerschmettert wurden?

G e r o n.

Da Sie Sich doch dieses Umstandes so gut erinnern, so wissen Sie wohl auch was weiter erfolgte? — „Da wurden mit einander zermalmet Eisen, Thon, Erz, Silber und Gold, und wurden wie Spreu auf der Sommertenne, und der Wind

³⁾ Daniel 2. V. 31. u. f.

verwehte sie, daß man sie nirgends mehr finden konnte."

Heribert.

Und Sie, mein Freund, erinnern Sich auch noch, daß „der Stein, der das Bild schlug, zu einem grossen Berge ward, und die ganze Welt erfüllte?"

Geron.

Ich bitte Sie, lassen wir den Seher Daniel und den Träumer Nebukadnezar an ihrem Orte. Mir schaudert vor allen diesen Ähnlichkeiten! O der Berg, der Berg! der dreymahl verwünschte Berg!— Es ist schwer, lieber Heribert, den Gedanken zu ertragen, daß ein Staat, dessen majestätischer Bau, selbst in seinem Verfall, der Welt noch Ehrfurcht gebot, ein Reich, das sowohl durch seine geographische Lage, Grösse, Fruchtbarkeit und Bevölkerung, als durch das, was seine Bewohner schon sind, und unter günstigen Umständen noch werden könnten, zur Grundfeste des policierten und aufgeklärten Europa bestimmt ist, daß ein solches Reich dem Neufränkischen Koloss, der sich auf einmahl über die ganze Welt erhebt, zu einem bloßen Fußgestell dienen soll! Es ist schwer, den Ge-

danken zu ertragen, daß drey oder vier Französische Advokaten das Schicksal von vierzig bis funfzig Millionen Menschen entscheiden, und, weil auch wir — wie die Schweizer — die gute Zeit, wo wir uns selbst hätten helfen können, verschlummert haben, sich nun ermächtigt finden sollen, uns in unsrer gewohnten Lebensordnung zu stören, und uns, wie jener alte Räuber, mit Gewalt in ihr eisernes Bette zu legen, um so lange an uns zu stümmeln und zu recken, bis wir so kurz oder lang sind als sie uns haben wollen.

Heribert.

Hoffentlich ist es so arg nicht, wie Sie Sichs in diesem düstern Augenblick vorstellen. Gesetzt aber, es wäre, wie ist zu helfen?

Geron.

Daß dieß noch die Frage ist, das ist es eben, was mich und alle biedere Deutsche so mißmüthig macht.

Heribert.

Aber wie wär' es anders möglich? Ihr Deutschen seyd nun einmahl, im strengen Sinn des Worts, keine Nazion, sondern ein Aggregat von mehr als zwey hundert größern, kleinern, noch klei-

nern, und unendlich kleinen Völkern und Völkchen. Das gestehen Sie selbst, und dagegen hilft kein Nationalstolz, keine Selbsttäuschung. Dafs dieses Aggregat sich nun auf einmahl einbilden soll eine Nation zu seyn; dafs es mit gesamelter Kraft, wie Ein Mann, aufstehen, und Vermögen, Leib und Leben aufopfern soll, um die Dauer einer unhaltbar gewordenen Verfassung zu verlängern, und die hohen Vorrechte der Römisch-katholischen Ritterschaft aufrecht zu erhalten, — wer kann das erwarten? Was geht alle diese Menschen die Integrität des Reichs an, und um was wird der Tiroler, der Halberstädter, der Meklenburger, der Wirtemberger, u. s. w. unglücklicher seyn, wenn den Abkömmlingen der Altdutschen Ritter die Gelegenheit benommen wird, Fürsten zu werden?

G e r o n .

Wenn diese Art zu vernünfteln gälte, wer bliebe bey dem Seinigen? Niemanden kann und darf genommen werden, was er rechtmässig hat. Aber Sie berühren da gerade die rechte Saite. Ich will Ihnen zugeben, dafs unserm Volke, wie jedem

andern in der Welt, eben nicht sehr viel daran gelegen ist, ob es mit einem krummen oder geraden Stabe geweidet wird. Aber wem ist an der Integrität des Reichs, in so fern sie dermahlen in Gefahr ist, mehr gelegen, als eben dieser so zahlreichen Klasse von Rittern, die, genau zu reden, die eigentlichen Staatsbürger des Deutschen Reichs sind, und, wenn sie für Einen Mann ständen, und der Helldengeist ihrer Vorfahren noch in ihrem Busen loderte, so viel zu Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Vorzüge vor dem Adel aller andern Völker des Erdbodens thun könnten?

Heribert (leise vor sich.)

Da müßten sie auch das Mark ihrer Vorfahren in den Knochen haben.

Geron,

(ohne darauf zu achten, fortfahrend.)

Glauben Sie, daß ein Franz von Sickingen, ein Ulrich von Hutten, ein Schärtlin von Burtenbach, den Ereignissen unsrer Tage so gelassen und unthätig zugesehen hätte?

Heribert.

Ich bitte Sie, lieber Geron, Sehen Sie selbst die Dinge mit etwas mehr Gelas-

senheit an, und reden Sie nicht, als ob Sie im sechzehnten Jahrhundert lebten! Ich bin überzeugt, daß es den Abkömmlingen jener Altdeutschen Helden weder an Muth noch gutem Willen fehlt; sie sind zu beklagen, nicht zu tadeln, wenn sie einer alles mit sich fortreißenden Gewalt weichen müssen. Was würde Franz Sickingen und Ulrich Hutten selbst, wenn sie in diesem Augenblicke mit ihrer ganzen Kraft aus ihren Gräbern hervorgingen, mehr thun können, als unmutbig ihre zottellockigen Heldenköpfe schütteln, und — in ihre Gräber zurück sinken?

G e r o n .

Leider ist es, wie Sie sagen. Und so wäre denn die Reihe an mir, Sie zu fragen: was ist zu thun?

H e r i b e r t .

Sehen Sie Sich nach allen Seiten um, drehen und wenden Sie Sich wie Sie wollen und können, strengen Sie alle Nerven und Sennen Ihrer Erfindungskraft und Überlegung bis zum Reißen an, Sie werden kein anderes Resultat herausbringen, als die goldne Maxime, die so lange gegolten hat und gelten wird, als die Welt in ihren alten Angeln geht,

„der Nothwendigkeit nachgeben.“

Geron.

Darf man fragen, Bürger Heribert, wie viel Sie damit genau sagen wollen?

Heribert.

Ich will mich erklären. Setzen Sie den Fall, eine alte Familie hätte von ihren Vorältern eine uralte, ehrwürdige, Gothische Burg mit allen Zubehören, Thürmen und Thürmchen, Zinnen und Schiefscharten, steilen Windeltreppen, kleinen Zimmern, grossen Sählen voll Hirschgeweihe und geharnischter Ahnen, Rüstkammern, Gewölben, Kellern, Wassergräben und Zugbrücken, geerbt, und diese edle Familie hätte sich, mit ihren zahlreichen Dienern und Knechten, seit Jahrhunderten, trotz allen Veränderungen die inzwischen in der Welt vorgegangen, in und mit dieser unbequemen, finstern, wirklichten, kalten, und muffichten alten Burg beholfen so gut sie gekonnt und gewulst; hier und da wäre wohl auch eine Scheidewand durchbrochen, ein altes Zimmer nach modernem Geschmack umgestaltet und verziert, oder eine dunkle Winterstube mit etwas mehr Licht

versehen, die beräucherten Decken neu getüncht und bemahlt, Kreuzgänge und Vorsäle in eine Menge kleiner Zimmerchen und *Degagemens* verwandelt, kurz, von Zeit zu Zeit so viel in dem alten Wesen verändert und modernisiert worden, daß das Ganze zuletzt das Ansehen eines seltsamen und in seiner Art einzigen Mitteldings von einem Algothischen Ritter- und Zauberschloß, und einem, in verschiedenen Epoken nach verschiedenen Planen, stückweise zusammengeflickten Italiänisch-Französischen Pallast, gewonnen hätte; alle diese Veränderungen aber hätten der Festigkeit und dem Zusammenhang dieses weitläufigen Gebäudes unvermerkt großen Abbruch gethan, so daß es sich hier und da stark gesenkt, fürchterliche Risse bekommen, mit Einem Worte, so baufällig geworden, daß endlich den edeln Bewohnern selbst, (von ihren Dienern und Knechten nichts zu sagen) ungeachtet ihrer frommen Anhänglichkeit an die uralte Familienburg ihrer Vorfahren, nicht sonderlich wohl darin zu Muth gewesen wäre. — Sie hätten zwar ihr möglichstes gethan dem Übel zu steuern, hätten hier und da frische Balken

durchgezogen, Strebpfeiler aufgeführt, Löcher und Risse ausgestopft und zugemauert, im Übrigen die Sache Gott befohlen, sich gute Tage gemacht, und was künftig zu thun seyn möchte, der Zeit und ihrer Nachkommenschaft überlassen; es wäre aber freylich weder mit jener Flickerey, noch mit dieser Resignazion, der Sache geholfen gewesen. Inzwischen wäre in einem benachbarten Land ein schreckliches Erdbeben ausgebrochen, dessen Bewegungen sich weit umher verbreitet, und auch die besagte alte Gothenburg so kräftig erschüttert hätten, daß einige Thürmchen und Angebäude wirklich eingestürzt, und das Hauptgebäude in einen so schadhaften Stand gekommen wäre, daß die Familie es mit Sicherheit nicht länger bewohnen könnte. Gesetzt nun, in dieser Lage der Sachen meldete sich ein fremder Baumeister —

G e r o n .

O ja, bey Theüt und Wodan! ein feiner Baumeister!

H e r i b e r t .

Und wenn es der leibhafte Satan wäre — man sieht ja mehr als Eine Probe, daß es kein alltäglicher Baumeister ist — wenn er

einen Vorschlag zu thun hat, so muß er gehört werden.

G e r o n .

Aber ich bitte Sie, welch ein Vorschlag !

H e r i b e r t .

Nun, nun! der Vorschlag liefse sich doch immer hören, dächt' ich; oder wissen Sie einen bessern ?

G e r o n .

Freund Heribert, Ihr Gleichniß ist nicht viel tröstlicher als Nebukadnezars Traum. Ich will nicht läugnen, was nur ein Wahnsinniger läugnen könnte: es steht um das bewufste Gebäude freylich so so! Es hatte schon in der ersten Anlage wesentliche Fehler, ist schon so oft, immer nach einem andern Plan, verändert worden, hängt so schwach zusammen, hat so wenig Ebenmaß in den Verhältnissen seiner Theile; — überdiß wohnen manche Zweige der hohen Familie ziemlich ungemächlich, — mehrere wissen kaum unterzukommen. — Es wäre viel davon zu sagen, wenn die Sache nicht zu notorisch wäre. — Und doch, ohne das verwünschte Erdbeben hätten wir, und sogar unsre Nachkommen, nach Gottes Willen, uns

vielleicht noch lange darin behelfen können, bis es uns über den Köpfen zusammen gefallen wäre.

Heribert (laut auflachend.)

Wirklich? Was Sie für ein gutmüthiger Mann sind, Geron! Sie sind wirklich zu bedauern, daß Ihnen das neidische Schicksal die Glückseligkeit nicht gönnen will, Sich noch länger in einer Wohnung zu behelfen, die Ihnen eine so tröstliche Aussicht giebt. Ich muß gestehen, Sie haben Sich über großes Unrecht zu beklagen?

Geron.

Aber was geht unsre Burg euere Baumeister an? Wir können und werden uns schon selber helfen, wenn wirs nöthig finden.

Heribert.

Seyn Sie so billig und bedenken, daß der fremde Baumeister einer Ihrer nächsten Nachbarn ist, und verlangen Sie nicht, daß es ihm gleichgültig sey, in was für Umständen ein Gebäude sich befindet, dessen Einsturz seine eigne Wohnung beschädigen könnte. Aber lassen wir alle diese Nebenbetrachtungen! Sie kommen zu spät. Das Erdbeben hat nun einmal seine fatale Wirkung gethan, es

muß für das Unterkommen der dadurch beschädigten gesorgt werden; die Frage ist nur, wie und woher?

G e r o n .

Was wäre Ihr Rath, Heribert, wenn Sie zu rathen hätten?

H e r i b e r t .

Die ganze Familie ist natürlich in großer Bewegung. Dafs etwas gethan werden müsse, ist augenscheinlich. Darin stimmen alle überein. Aber was? Da sitzt der Knoten, ein sehr verwickelter, den entweder weise Klugheit auflösen muß, oder Alexanders Schwert zerhauen wird.

G e r o n .

Zum letztern soll es hoffentlich nicht kommen, wofern nicht alle über- und unterirdische Mächte sich verschworen haben uns Sinn und Muth zu rauben. Aber lassen wir, ich bitte Sie, die Allegorie fahren, mit der wir nur zu lange gespielt haben, und die, wie passend sie auch in einigen Punkten ist, doch in andern uns nur zu Trugschlüssen verführen würde. So ist es z. B. mit dem Erdbeben, das einige Nebengebäude unsrer alten Gothischen Burg einstürzen machte. Wenn wir die Allegorie aufleben, und die That-

sachen, wovon die Rede ist, an sich selbst erwägen, so ist klar, daß es nur auf den freyen Willen des Französischen Direktoriums ankäme, gemäßigter in seinen Forderungen zu seyn, und von einer so offenbar ungerechten Anmaßung, als die Vereinigung des linken Rheinufers mit dem Französischen Gebiet ist, abzuste-
hen: so wie es unsrerseits nur Mangel an Energie, Nazionalstolz, Patriotism und Gemeingeist ist, wenn wir uns jemahls bequemen, durch eine so demüthigende Nachgiebigkeit unsre Schwäche und Blöße vor der ganzen Welt aufzudecken.

Heribert.

Ich kann hierin nicht Ihrer Meinung seyn; denn ich glaube, auch der tapferste und biederste Mann könnte ohne Schamröthe nachgeben, wo Beharrlichkeit auf dem Gegentheil das ungleich größere Übel wäre. Auf die Frage: „ob die Französische Republik so unrecht daran thue, das eroberte linke Rheinufer, zur Entschädigung fürs Vergangene und Sicherstellung für die Zukunft, zurück zu behalten,“ wollen wir uns, mit Ihrer Erlaubnis, nicht einlassen. Sie gehört ungefähr unter eben dieselbe Rubrik, wie die Frage: mit

welchem Recht die Republiken Pohlen und Venedig ihrer politischen Existenz beraubt, und unter auswärtige Mächte ausgetheilt worden, die, unter andern Umständen, nie daran gedacht hätten, sich ein Recht an die Beherrschung dieser Staaten zuzueignen. Aber, wie gesagt, wir wollen jetzt, mit Beseitigung der Rechtsfrage, bloß als Thatsache zum Grunde legen, daß die Französische Republik das linke Rheinufer nun einmahl im Besitz hat, und gutwillig nicht wieder hergeben wird.

G e r o n .

Die erste Frage wäre also: ob dem Deutschen Reiche zugemuthet werden könne, einem so wichtigen integran ten Theil seines Staatskörpers gutwillig zu entsagen?

H e r i b e r t .

Lassen Sie uns die Frage lieber so stellen: Wäre es wohlgethan, wenn das Deutsche Reich, so wie die Sachen nun einmahl stehen, sich selbst zumuthen wollte, die Länder des linken Rheinufers durch Gewalt der Waffen wieder zu erobern?

G e r o n .

(macht eine Grimasse, scheint etwas sagen zu wollen, und schweigt mit halb offenen Munde.

H e r i b e r t .

Ich sagte ausdrücklich: „so wie die Sachen nun einmahl stehen.“ Ich bitte Sie also, versetzen Sie Sich nicht wieder mit Ihrer Einbildungskraft in die alten Zeiten, die nicht mehr sind und nicht wieder kommen können; lassen Sie die Ritter und Helden des 16ten und 17ten Jahrhunderts in ihren Gräbern ruhen, und sagen und mir nur: Wenn es auf Ihre Meinung ankäme, könnten Sie mit ruhiger Vernunft und gutem Gewissen zur Fortsetzung des Kriegs rathen?

G e r o n die Achseln zuckend.

Da diess nicht die Meinung der beiden mächtigsten Fürsten zu seyn scheint, und ein hinlänglicher Beystand einer grossen aber zu weit entfernten Nordischeu Macht weder gewiss, noch, aus sehr wesentlichen Rücksichten, von den Deutschen selbst zu wünschen ist, so bleibt freylich wenig Hoffnung übrig —

H e r i b e r t .

Ich sage Ihnen, auch wenn die beiden

mächtigsten Reichsfürsten sich entschließen könnten, Antheil an einem solchen, dem ersten Ansehen nach, sehr patriotischen Kriege, den thätigsten Antheil zu nehmen, so ist doch höchst wahrscheinlich, (um nicht gewiß zu sagen) daß Deutschlands gänzlicher Untergang die Folge eines solchen Krieges seyn würde. — Es wäre denn, daß Sie ein Mittel wüßten, etliche hundert tausend Mann und einige tausend Kanonen mit allem Zubehör auf Feenwagen und Luftschiffen in möglichster Geschwindigkeit an den Rhein zu transportieren, und (was ich nicht zu vergessen bitte) daß Sie noch überdies ein Arknum hätten, dieses ungeheure Kriegsheer wenigstens ein paar Monate lang von bloßer Luft leben zu lassen.

G e r o n .

Wir reden von einer sehr ernsthaften Sache, Heribert!

H e r i b e r t .

Auch spreche ich im höchsten Ernst. Deutschland kann und will keinen Krieg mehr ausbalten. Oder meinen Sie, daß es an dem unsäglichen Elend, das die letzten drey Jahre über eine Hälfte

dieses Reichs gebracht haben, nicht schon mehr als genug hätte? Soll die andere Hälfte auch noch zu Grunde gerichtet werden, um etwas zu erhalten, was wahrscheinlich am Ende doch nicht erhalten würde, und woran, die reine Wahrheit zu sagen, dem grössten Theile des Deutschen Menschen-Aggregats wenig oder nichts gelegen ist?

G e r o n .

An der Erhaltung des Ganzen ist allen gelegen, oder sie verkennen ihr wahres Interesse.

H e r i b e r t .

Da treffen Sie den rechten Fleck, Geron! Die Rede kann jetzt nicht davon seyn, was das bisherige Deutsche Staatsrecht zulässt oder nicht; noch davon, was gute Patrioten wohl wünschen möchten und lieber sehen würden. Über alles besondere Interesse geht das allgemeine; über allen konventionellen Gesetzen steht ein höchstes, allein heiliges und keine Ausnahme gestattendes Grundgesetz, das Heil, die Erhaltung, die Rettung des Ganzen. Um sein Leben zu retten, opfert man ein Glied auf: warum sollte das Deutsche Reich nicht einen

zwar beträchtlichen, aber verhältnißmäßig doch nicht unentbehrlichen Theil seines Körpers — seiner Existenz aufopfern?

Geron.

Sie setzen aber auch immer den ärgsten Fall auf unsrer Seite voraus. Das Kriegsglück ist veränderlich; es kann sich wenden, und endlich einmahl auch wohl die gerechte Sache begünstigen.

Heribert.

Victrix causa Diis placuit.
Verlassen Sie Sich nicht zu viel, weder auf die Gerechtigkeit Ihrer Sache, noch auf die Veränderlichkeit des Glücks. Aber gesetzt auch, was doch so ganz und gar nicht wahrscheinlich ist, nach einem neuem, vieljährigen, blutigen und zerstörenden Kriege, der gewiß von beiden Seiten mit kannibalischer Wuth und Grausamkeit geführt würde, der dem Deutshen Reiche das Leben von Myriaden seiner blühenden Jünglinge und zu nöthigern und bessern Geschäften als zum Rauben und Morden brauchbaren Männer kosten, eure Fürsten und Herren ihrer Länder und Besitzungen berauben, eure Städte verwüsten, eure Dörfer und Landschaften

in Brand stecken und in Einöden verwandeln, eure Weiber und Kinder den schändlichsten Mißhandlungen, und einem Elend, wovon die bloße Vorstellung unerträglich ist, preis geben würde, — gesetzt auch, die Wiedereroberung des verwüsteten Bodens der ehemahls so blühenden Länder des linken Rheinufers wäre am Ende der Gewinn dieses Krieges: könnten Sie, als ein redlicher Deutscher Patriot, und als ein Mensch — zum Kriege rathen?

G e r o n.

(seufzt, hält die Hand vor die Stirn und schweigt.)

H e r i b e r t.

Ich sehe, daß ich Sie ängstige. Lassen Sie uns die Augen von dieser Seite wenden. Die Sache hat mehr als Eine Seite, und alles könnte sehr leicht eine ganz andere Wendung nehmen. Was neuerlich in Italien und in der Schweiz geschehen ist, sollte den Deutschen billig zur Warnung dienen. Der Geist der Freyheit und Gleichheit, den unsre Revolution über alles Fleisch ausgegossen zu haben scheint, und der bereits sogar im Reiche der Ottomanen zu gähren beginnt, hat auch in Deutschland eine weit größere Anzahl

von Köpfen, als man sich vielleicht vorstellt, schwindeln gemacht; und glauben Sie mir, unser Direktorium weiß es, rechnet darauf, und wird, wenn es zur Fortsetzung des Kriegs käme, seine Maßregeln darnach nehmen. Sie sehen, wie schnell und leicht es die Demokratisierung des ganzen aristokratischen Theils von Helvezien bewerkstelligt hat; eine Revolution, von der, nur noch vor drey Monaten, keine einzige Schweizerseele sich träumen liefs, weder dafs sie so nahe sey, noch dafs sie so leicht, wie man eine Hand umkehrt, zu Stande kommen könnte. Sie dürfen es für gewifs nehmen, dafs unsre Gewalthaber diese Erfahrung nicht angestellt haben, ohne bey Gelegenheit fernern Gebrauch von ihr zu machen. Auch bitte ich Sie, den Umstand nicht zu übersehen, dafs das Helvetische Landvolk grössten Theils keine, oder verhältnismäfsig nur sehr unbedeutende Beschwerden über seine bisherigen Obern zu führen hatte. Ich fürchte, diefs möchte in Deutschland nicht allenthalben der Fall seyn. — Dem Verständigen ist ein Wink genug; und Sie können Sich nun alles weitere selbst sagen.

Geron.

Ich gestehe, dieß verdient von unsern Obern, und vornehmlich von unsrer edeln Ritterschaft, deren Interesse jetzt hauptsächlich auf dem Spiele steht, wohl beherzigt zu werden. In der That ist die Geschichte der Berner Revolution, mit allen ihren kleinsten Umständen, in Absicht der praktischen Folgerungen, die sich dem Staatsmann, der seine Kunst auf Menschenkenntniß baut, darbieten, von der höchsten Wichtigkeit; und wenn sie auch sonst nichts lehrte, als wie wenig man sich sogar auf ein treu gesinntes Volk, und wie gar wenig auf sich selbst verlassen darf, so wäre sie wahrlich lehrreich genug für jeden, dem noch zu rathen ist.

Heribert.

Setzen Sie auch den Fall, das Deutsche Bürger- und Landvolk sey mit seiner dormaligen Verfassung und Regierung noch so wohl zufrieden —

Geron.

Das können wir auch, glaube ich, von einem ansehnlichen Theile der Deutschen Provinzen sicher voraussetzen.

Heribert.

Ich will sogar den gerechten Haß, der noch immer in den Gemüthern der Einwohner des im Jahre 1796 so übel von uns gemißhandelten Schwaben- und Frankenlandes gegen die Franzosen kochen muß, mit in den Anschlag bringen; und gleichwohl behaupte ich, daß die bloße Verzweiflung, bey Vorstellung alles Jammers, den die Fortsetzung des Krieges von Feinden und so genannten Freunden über sie bringen würde, hinlänglich seyn müßte, im Fall die Unsri- gen mit Feuer und Schwert in der einen Hand, und mit Freyheit und Gleichheit in der andern, vor ihre Grenzen rückten, eben dieselbe Wirkung auf diese Menschen zu thun, die in Helvezien der bloße Gedanke, „es noch besser zu haben,“ hervorgebracht hat. — Die Folgen einer solchen Revoluzion, — es sey nun, daß sie gelänge, oder daß sie allen Jammer eines tödtlichen Kampfes zwischen den größern Mächten und unsrer Republik noch mit den Gräueln eines wüthen- den Bürger- und Bauernkrieges in den Eingeweiden Deutschlands vermehrte — über- lasse ich Ihnen selbst zu erwägen, oder

vielmehr Sich darin zu verlieren; denn sie sind unermesslich.

G e r o n .

Ich gestehe Ihnen, Heribert, Sie haben mich aus meinem ganzen Widerstandsplan, und sogar aus meinen eifrigsten Wünschen heraus geschreckt; und ehe ich mein Vaterland der Gefahr demokratisiert zu werden aussetzen will, trete ich Ihnen lieber das ganze linke Rheinufer, mit allem seinem Zubehör, auf immer und ewig ab.

H e r i b e r t .

Ich danke Ihnen herzlich dafür, daß Sie mich der Nothwendigkeit überheben, zu so scharfen Mafsregeln gegen Sie zu schreiten. Da wir uns nun über diesen Präliminarpunkt in Güte verglichen haben, so wollen wir, wenn es Ihnen gefällt, zum zweyten übergehen, und die Frage in Erwägung nehmen, wie und woher die Fürsten, die durch die Einverleibung ihrer Länder und Besitzungen in die Französische Kepublik verlieren, entschädiget werden sollen?

G e r o n .

Wenn ich, was Gott verhüte! ein Republikaner wäre, so würde ich sagen:

Müssen denn diese Fürsten entschädigt werden? Und wie kommen die Neufränkischen Demokraten und Demagogen, die vor wenig Jahren noch alle Könige und Fürsten vom ganzen Erdboden wegtilgen wollten, nun auf einmahl zu einer so zärtlichen Theilnahme an dem Interesse der durch sie selbst beschädigten Fürsten?

Heribert.

Vermuthlich, weil unsre Machthaber es, vor der Hand, ihren Absichten gemäfs finden, einige grofse Häuser in Deutschland aufrecht zu erhalten. Sie müssen wissen, wenn wir gleich ein wenig Jakobiner sind, so sind wir doch, seit einiger Zeit, gar schlaue und weit sehende Politiker geworden.

Geron.

So scheint es. Aber da ich kein Republikaner, sondern — ein ehrlicher alter Deutscher bin, so hätte ich wohl grofse Lust darauf zu bestehen, dafs Ihre Bürger Direktoren sich um ihre eigenen Angelegenheiten bekümmern, und uns selbst überlassen möchten, wie wir mit den unsrigen fertig werden wollten.

Heribert.

Darauf habe ich Ihnen keine andere Antwort zu geben, als die, welche der Bürger Mengaud den Berner Deputirten gegeben haben soll: „So ist der Wille des Direktoriums.“

Geron.

Gestehen Sie, Bürger Heribert, daß man über eine so arrogante Sprache toll werden könnte.

Heribert.

Das wäre nur desto schlimmer für Sie, lieber Geron! denn das Direktorium will nun einmahl was es will, und hat, wie man sagt, nicht nur die Entschädigung der spoliirten Fürsten, sondern sogar seine Antwort auf die Frage woher? zu einer absoluten Bedingung des Friedens gemacht.

Geron.

Bey Gott, das ist hart! Das nenn' ich Gewalthaber! Und den übrigen Erdenbewohnern bleibt also nichts übrig, als zu allem, was diese Mächtigen auf Erden wollen, ein demüthiges Ja zu nicken?

Heribert.

Das möchte dermahlen wohl der beste

Rath seyn. Aber gedulden Sie Sich! Vermuthlich wird es nicht immer so bleiben. Die Reihe zu wollen wird auch wieder an andere kommen, und gebe der Himmel, daß sie dann die Macht, die in ihren Händen seyn wird, bescheidener gebrauchen als wir!

G e r o n .

Es sind schon anderthalb Jahre, daß ich von Säkularisazion unsrer geistlichen Fürstenthümer und Reichs-Gotteshäuser, und von Vertheilung der Reichsstädte unter die übrig bleibenden weltlichen Fürsten als von einer beschlossenen Sache hörte. Aber damahls hing die Ausführung noch von dem ungewissen Ausgang des Krieges ab; und so wie dieses beynahe täglich einen andern Anschein gewann, so sanken und stiegen wechselsweise die Schalen der Furcht und der Hoffnung. Jetzt, da die Stunde der Entscheidung gekommen ist, scheint das Übergewicht der ersten so groß zu seyn, daß in der andern beynahe nichts übrig bleibt, als die federleichte Hoffnung, die Großmuth euerer Allgewaltigen zu rühren.

Heribert.

Das erinnert mich an die Mutter, die den Krokodill durch Bitten und Thränen zu bewegen hoffte, ihr ihren schon in seinem Rachen steckenden Sohn wiederzugeben. Aber, wie gesagt, wir wollen nicht nur, was wir wollen, mit eiserner Festigkeit, wir gedenken auch unsern alten Ruf, Meister in der feinsten Politik zu seyn, wieder herzustellen; und, da die reichen Stiftungen der Karolingischen Kaiser und Könige nun einmahl für Nationalgüter erklärt werden sollen, und wir so großmüthig sind, die Ansprüche, die wir in Karls des Grossen und Ludwigs des Frommen Nahmen geltend machen könnten, aus eigener Bewegung fahren zu lassen, so wollen wir wenigstens ein entscheidendes Wort zu ihrer Vertheilung zu reden haben.

Geron.

Die Sache scheint noch in weitem Felde und großen Schwierigkeiten unterworfen zu seyn; zumahl, da niemand Lust bezeigt, sich auf Kosten der Kirche und der Reichsverfassung zu vergrößern, oder vergrößern zu lassen.

Heribert.

Wenn es jetzt das erste Mahl wäre, da den Fürsten des Kaiserreichs eine solche Maßregel zu Entschädigung derer, welche Anspruch an Entschädigung zu machen haben, zugemuthet würde, so möchte man sich diese Abgeneigtheit, wenn es anders Ernst damit ist, nicht wundern lassen. Aber da der Fall im Westfälischen Frieden schon vorgekommen ist, und Kaiser und Reich sich damahls ermächtigt hielten, zwey ansehnliche Erzbisthümer und mehrere Bisthümer in weltliche Erbfürstenthümer zu verwandeln, als das eiserne Gesetz der Noth und das dringende Bedürfnis des Friedens dieses Auskunftsmittel unvermeidlich machten: so ist nicht einzusehen, warum ähnliche Umstände und gleiche Beweggründe nicht auch zu gleichen Maßnehmungen berechtigen sollten; es wäre denn, daß man in der Meinung stände, ein so verzweifelter Hülfsmittel könne nur durch einen dreysigjährigen Krieg einiger Maffen gerechtfertigt werden.

Geron.

In der That kann ich es niemanden übel nehmen, der in einem solchen Falle kei-

ne andre Wahl, als zwischen Siegen und Sterben, gelten lassen wollte.

Heribert.

Um Vergebung, Geron! das möchte doch wohl nur dann angehen, wenn ein Fürst der Kirche, der diesen Spruch zu seinem Wahlspruch machen wollte, wie Julius II. oder der berüchtigte Bischof von Münster Christof von Galen, in eigner Person für die unverletzlichen Rechte seiner Kirche zu Felde ziehen wollte; und auch das dürfte, dem strengen Rechte nach, nur in den alten Ritterzeiten, mittelst eines Zweykampfs, wobey der infulirte Kämpfer doch nur sein eignes Leben in die Schanze geschlagen hätte, Statt gefunden haben.

Geron.

Ich bin versichert, wenn das Französische Direktorium (wie ich nicht hoffen will) mit diesem fatalen Bruch in die Reichsverfassung am Ende noch durchdringen sollte, so werden die Bischöfe, die der Rettung des Ganzen ein so großes Opfer zu bringen berufen wären, es auf eine edle und verdienstliche Art thun, und sich dadurch eine auf Ehrfurcht und Liebe gegründete Art von Herrschaft über

die Herzen aller guten Menschen erwerben, die sich im Grunde für Diener und Vorsteher der Kirche besser schickt, und zu dem grossen moralischen Zweck ihres ehrwürdigen Amtes besser paßt, als irdische Hoheit und weltliche Regierungssorgen.

Heribert.

Und dieses Opfer wird ihnen um so leichter werden, da das Haupt der Kirche, Papst Pius VI. selbst, seinen geliebten Söhnen mit dem rühmlichsten Beyspiele vorleuchtet, und der täglich näher kommenden Demokratisierung der Stadt Rom und dessen, was vom Kirchenstaat noch übrig ist, mit einer Gleichmüthigkeit und Ergebung entgegen sieht, die dem heiligsten und demüthigsten aller seiner Vorfahren auf der *Cathedra Petri* Ehre gemacht hätte. Sie wissen, lieber Geron, wiewohl mich mein Schicksal zu einem Bürger der Fränkischen Republik gemacht hat, so bin ich doch keiner von denen, die das Mahlzeichen des apokalyptischen Thiers an der Stirne tragen: ich bin weder ein Jakobiner, noch ein Antichrist; und ich gestehe Ihnen, daß ich es unsern Gewalthabern nicht verzei-

hen kann, daß sie dem ehrwürdigen Greis, den selbst ein Mahomedaner, ein Hindu, ein Anhänger des Dalay-Lama, aus so vielfacher Rücksicht, oder doch wenigstens seines hohen Alters wegen, mit schonender Ehrfurcht behandeln würde, noch die letzten Tage seines Lebens so unbarmherzig zu verbittern fähig sind.

G e r o n.

Was sollten Menschen von ihren Gesinnungen und Grundsätzen nicht fähig seyn? Seit dem achtzehnten Fruktidor befremdet mich von ihnen nichts mehr. Bald, ich sag' es mit bitterer Wehmuth, bald wird mich auch kein Unrecht, kein Frevel, keine Abscheulichkeit von den letzten Generationen dieses so düster und schauderlich zu Ende gehenden Jahrhunderts mehr befremden. Die immer zunehmende Erschlaffung aller Bande, womit die Natur und die bürgerliche Gesellschaft die Menschen zusammen knüpft und einander unentbehrlich macht; die armseligen Wahnbegriffe, die sich, besonders in den zehn letzten Jahren, so vieler Köpfe bemächtigt haben, und die Verdorbenheit der Herzen vollständig und unheilbar machen; ein gefühlloser Egoism, der alles

nur auf sein individuelles Selbst bezieht, andre Menschen nur als Mittel und Werkzeuge seiner eignen Zwecke behandelt, und, beym Anblick der unglücklichen Opfer seiner selbstsüchtigen Leidenschaften und Plane, das schwache, sich noch entgegen sträubende Menschheitsgefühl durch willkührliche Begriffe und sofistische Vernünfteleyen zu betäuben weiß; die immer allgemeiner werdende Geringschätzung alles dessen, was den Menschen, wenn sie nicht von Stufe zu Stufe bis zur hassenswürdigen und ekelhaften Unarten der Swiftischen Yahoos herab sinken sollen, immer heilig und ehrwürdig bleiben muß; die wilden Leidenschaften und der wüthende, sich alles erlaubende Haß, die kalte Mordlust und die barbarische Zerstörungswuth, womit die Kultiviertesten Nationen in Europa einander den Untergang geschworen haben und mit blind rasender Selbstaufopferung zubereiten: alle diese charakteristischen Zeichen unsrer Zeit, was für einen traurigen Anblick geben sie dem, der einst bessere Zeiten sah, und nun, beynahe mit völliger Gewißheit, daß seine Enkel

noch schlimmere sehen werden, aus der Welt geht!

Heribert.

Beruhigen Sie Sich, lieber Geron! Alle diese Uebel, an welchen unser seinem Grabe zueilenden Jahrhundert tödtlich krank liegt, und aus deren Zusammensetzung Ihre unvermerkt überspannte Einbildungskraft ein so melankolisches Bild unserer Zeit entworfen hat, sind im Grunde doch nur Eine Seite des wirklichen Zustandes der Menschheit in der wichtigen Epoke, worin wir leben. Wenn wir beide jetzt dazu gestimmt wären, so würde wohl Ihnen oder mir nichts leichter seyn, als ein sehr schönes Gegenbild von der andern Seite zu entwerfen, das in allen seinen Zügen gleich wahr und treffend wäre, und dessen Anblick nicht fehlen könnte, die düstern Ahnungen einer noch schlimmern Zukunft aus Ihrem Gemüthe zu verbannen, und es vielmehr mit wohl gegründeten Hoffnungen und heitern Aussichten auf einen schönen Tag, der nach dem gegenwärtigen Sturme der Welt aufgehen wird, zu erfüllen. Gewils ist die Krisis, worin Europa sich in diesem Augenblick mit so gräfs-

lichen Zuckungen hin und her wirft, eine der heftigsten, die sich jemahls ereignet haben. Ich betrachte sie als einen furchtbaren Kampf auf Tod und Leben zwischen dem guten und bösen Genius der Menschheit, in welchen wir alle verflochten sind, weil beide Gegenkämpfer in jedem Menschen einen offenbaren oder heimlichen Anhang haben. Dafs der Orkan, den ein solcher Kampf erregen muß, die Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft erschüttert, hier und da gräuliche Verwüstungen anrichtet, alte morsche Thronen und nicht länger haltbare Verfassungen umstürzt; dafs die aus ihrem Schlaf geweckten, betäubten, alles für ihre Existenz fürchtenden Menschen die Besonnenheit verlieren, und, indem jeder nur sich selbst retten will, in der allgemeinen Verwirrung wild und sinnlos gegen einander anrennen, und sich selbst mit andern ins Verderben stürzen; dafs in einem solchen Sturm alles fallen mußte, was nur noch aufschwachen Stützen stand; dafs unter so vielen über einander stürzenden Ruinen unvermeidlicher Weise Schuldige und Unschuldige begraben wurden, und, dem Anschein

nach, Gutes und Böses, Unbrauchbares und Erhaltungswürdiges zugleich zertrümmert wird: — das alles sind die natürlichen und nothwendigen Folgen einer so heftigen, tiefen und weit verbreiteten Erschütterung. Aber nichts wirklich Gutes, nichts in sich selbst Bestehendes, kann zertrümmert werden. Während das Böse sich selbst zerstört, wird das Gute sich durch eigne Kraft aus den Trümmern empor arbeiten, und der gute Genius der Menschheit, von allen Redlichen, denen das allgemeine Beste wirklich am Herzen liegt, kräftig unterstützt, wird eher als wir glauben den Sieg davontragen, wenn nur wir nicht den Kopf verlieren, uns nicht selbst verlassen, sondern uns fest an einander schliessen, und mit gutem Willen und ruhiger Besonnenheit uns um alle noch stehende Pfeiler der bürgerlichen und sitzlichen Ordnung versammeln und vereinigen. Nur der wahre Weltbürger kann ein guter Staatsbürger seyn, — gleich viel unter welcher Form und Verfassung. — Nur die weise Thätigkeit und Beharrlichkeit aller, die dieses edeln Nahmens würdig sind, kann und wird die Wunden und Gebre-

chen der Menschheit heilen, alles Zerstörte, ungleich besser als es war, wieder herstellen, dem Bestehenden Dauer zu verschaffen, und so stufenweise, nicht durch unnatürliche Sprünge, das große Werk, wozu wir berufen sind, die Kultur, Aufklärung und Veredlung des Menschengeschlechts, bewirken, deren Frucht die öffentliche und allgemeine Glückseligkeit ist.

G e r o n.

Hier, Freund, ist meine Hand! — Ein einzelner, im verborgnen lebender Mann vermag wenig; aber alles, was ich vermag, sey diesem Zwecke gewidmet! — Lassen Sie uns, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit unsrer Lage, oder der Art, wie wir über besondere, nie ganz rein auflösbare politische Probleme denken, Sie als Republikaner, Ich als Freund der Monarchie, mit allen Kräften unsers Geistes und Willens, das Wahre, das ewig wahr bleibt, das Gute, das Allen gut ist, befördern helfen. Diess ist es; was wir zu thun haben: für alles übrige wird der Himmel sorgen.

V.

Entscheidung des Rechtshandels zwischen Demokratie und Mo- narchie.

Gismund.

Sie sind, wie ich höre, ein ganz entschiedner Royalist?

Ottobert.

Wenn Sie es nicht übel nehmen wollen; zwar mit einigen Bedingungen, wie billig, und übrigens jeder andern ehrsamten Verfassung unbeschadet.

Gismund.

Ich gestehe Ihnen, daß ich nicht begreife, wie man, in unsern Tagen, wenig-

stens den Gesinnungen und Wünschen nach, etwas andres als Republikaner seyn kann.

Ottobert.

Und mir fällt es eben so schwer, zu begreifen, wie jemand, wenn er sich auch im Jahre 1791 oder 92 von diesen trügerischen Sirenen, Freyheit und Gleichheit, hätte locken lassen, in unsern gegenwärtigen Tagen noch im Ernst von ihnen eingenommen seyn könnte.

Gismund.

Ists möglich, daß Freyheit und Gleichheit keinen höhern Werth in Ihren Augen haben?

Ottobert.

Keinen so hohen als Sicherheit und Ordnung.

Gismund.

Ob wir einander auch wohl recht verstehen?

Ottobert.

Ich zweifle selbst.

Gismund.

Es wäre um eine Erklärung zu thun. Ihrer Meinung nach ist die monarchische Verfassung die beste?

Ottobert.

Für den wesentlichsten Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, Sicherheit und Ordnung. Und nach Ihrer Meinung —

Gismund.

— ist die demokratische die beste unter allen, wenn anders Freyheit und Gleichheit zum Glücke der Menschen wesentlich sind.

Ottobert.

Wenn nun gerade jetzt, da wir von diesen Dingen sprechen, jemand käme, der sich anheischig machen wollte, Ihnen zu beweisen, oder (was noch ärger ist) Sie zu überweisen, daß die demokratische Regierungsform mit dem letzten Zweck der bürgerlichen Gesellschaft in geradem Widerspruch steht; daß sie ferner, weit entfernt, die einzige zu seyn, worin ein Volk von einiger Grösse und Kultur zum Genuß der Freyheit und Gleichheit, der Ihnen so sehr am Herzen liegt, gelangen kann, vielmehr diejenige ist, worin die wenigste Freyheit und Gleichheit Statt findet; daß sie also, anstatt die vollkommenste Staatsverfassung zu seyn, die schlechteste und verwerflichste von allen, und die Idee eines großen de-

mokratischen Reichs, als Resultat einer politischen Theorie betrachtet, eines der hohlsten Hirngespenster ist, die der Mißbrauch der Vernunft jemahls ausgedacht hat: — was würden Sie dazu sagen?

Gismund.

— Ich? Ich würde sagen, daß er — mich eben so leicht überzeugen könnte, daß der Schnee schwarz, die Sonne ein Ziegelofen, und der Mond eine papierne Laterne sey.

Ottobert.

Nehmen Sie Sich in Acht! Er könnte Sie beym Worte nehmen. Er ist Ihnen näher als Sie denken. Denn, um Sie nicht länger aufzuziehen, der Mann, der sich dessen, wenn Sie wollen, unterfangen wird, — bin ich selbst.

Gismund.

Sie? — Nun gut! So bin ich es jetzt, der Sie beym Worte nimmt. — Und was soll es gelten, wenn Sie mich nicht überzeugen? Was wollen Sie verloren haben?

Ottobert.

Sie werden mir erlauben vorauszusetzen, daß Sie weder ein Schwärmer,

Den alle Niesewurz von drey Anti-
cyren

Nicht heilen könnte —
noch ein *Familiare* des grossen Tri-
umvirats sind, dessen sich täglich mehr
enthüllender Plan nichts geringeres zu seyn
scheint, als nach und nach, von Volk
zu Volk, in möglichst kürzester Zeit, den
ganzen Erdboden zu demokratisieren. Wä-
ren Sie das erste, so würden vernünftige
Gründe wenig über Sie vermögen; wären
Sie das andere, so könnten Sie in Ihrer
innersten Seele überzeugt seyn, daß ich
Recht habe, und würden Sich dennoch
keinen Augenblick bedenken, so zu reden
und zu handeln als ob ich Unrecht hätte.
Aber, diese beiden hier nicht zu besor-
genden Fälle ausgenommen, unterwerfe
ich mich, wofern ich Sie nicht überwei-
se, jeder Bedingung, die Sie mir auferle-
gen wollen.

Gismund.

Z. B. auf der Stelle Demokrat zu wer-
den?

Ottobert.

Zu werden? Das ist viel begehrt!
Wenn Sie noch sagten, „es zu schei-
nen,“ es wäre noch immer hart ge-

nug. — Aber, wenn ich Weib und Kinder durch kein ander Mittel von Schicksal des Ugolino retten könnte, als durch eine solche Heucheley, so müßt' ich ja wohl wider Willen mit den Wölfen heulen. Denn so weit hab' ich es in der Tugend nicht gebracht, daß ich der Wahrheit ein solches Opfer zu bringen vermögend wäre.

Gismund.

Ohne Zweifel würden auch die allgewaltigen Koryfäen der großen Nation, auf dem Gipfel, von dessen Spitze herab sie der Welt Gesetze geben, zu großmüthig seyn, Ihre Tugend auf eine solche Probe zu setzen. Hoffentlich kämen Sie mit der Deportazion nach Cayenne davon.

Ottobert.

Wenn Sie, etwa in der Meinung meine Strafe dadurch zu schärfen, mich zu Barthelemy und Pichegru in Eine Hütte sperrten, so wollte ich Ihrer Großmuth wirklich eine schöne Lobrede halten. — Aber unser Geschäft ist ernsthaft, und wir müssen uns in einen andern Ton stimmen, wenn Sie wirklich Lust haben, das gefährliche Abenteuer zu wagen.

Gismund.

Das beste ist, daß ich weder ein Neufränkischer, noch Batavischer, noch Cissalpinischer, noch Helvetischer Republikaner bin, und also nichts weiter dabey wage, als entweder in meinem Glauben bestärkt, oder von einem Wahn geheilt zu werden, der, wofern er als solcher befunden werden sollte, gewiß keiner der unbedeutenden wäre.

Ottobert.

Das Einzige, was ich mir vorläufig ausbedingen müßte, wenn es sich nicht unter Männern wie wir von selbst versteht, ist, daß wir uns beide des gemeinen Disputantenrechts begeben, unsern Schulsack gegen einander auszuleeren, und einander mit luftigen Abstraktionen, idealischen Meteoren und gehörnten Syllogismen auf den Leib zu rücken. Wir gehen von Begriffen und Grundsätzen aus, die von jeher bey allen gesunden Menschen gegolten haben, stützen uns auf Thatsachen, die kein Vernünftiger läugnen kann, und erschrecken vor keinem Resultat, das uns auf diesem Weg' entgegen kommt.

Gismund.

Nehmen Sie kühnlich an, daß wir über diese Präliminarien einverstanden sind.

Ottobert.

Darf ich, ehe wir vorwärts gehen, fragen, ob Sie die Nachrichten von Neuseeland kennen, die wir den Entdeckungsreisen des berühmten Kapitän Cook zu danken haben?

Gismund.

Ich kenne sie aus der Hawkesworth'schen Sammlung und Forsters Beschreibung seiner Reise um die Welt.

Ottobert.

Sie wissen also, daß die Einwohner dieser großen Südseeinsel sich noch auf einer so niedern Stufe der Kultur befinden, daß wir ihren Zustand, ohne Gefahr zu irren, für den rohen Naturstand des Menschen annehmen können. Gewiß ist wenigstens, daß sie zwar in einer Art von kleinern oder größern Horden leben, aber das Bedürfniß in eine bürgerliche Gesellschaft zusammen zu treten, noch so wenig fühlen, daß sie nicht einmahl einen Begriff von ihr zu haben scheinen.

Gismund.

Ich ahne den Gebrauch, den Sie von diesen Wilden machen wollen. Wir würden vielleicht in dem nordwestlichen und südlichen Theil jener Hälfte der Erdkugel noch andere Halbmenschen finden, die uns eben dieselben Dienste thun könnten; aber, wenn Sie wollen, mag es bey den Neuseeländern bleiben.

Ottobert.

Ich wählte sie bloß darum zu Repräsentanten des rohen Naturstandes, weil mich dünkt, daß sie nur wenig Schritte zu thun hätten, um zur bürgerlichen Verfassung zu gelangen, welche (wie Sie mit mir überzeugt sind) der eigentliche wahre Naturstand des Menschen ist.

Gismund.

Unstreitig. Aber zur Sache, wenn ich bitten darf.

Ottobert.

Wenn sich nun unsere Neuseeländer einmahl einfallen ließen, die wenigen Schritte, die sie noch zu thun haben, um zu den Vortheilen der bürgerlichen Gesellschaft zu gelangen, wirklich zu thun, wie müßten sie es anfangen?

Gismund.

Das ist bald gesagt. Das ganze Volk, falls es zu zahlreich ist um sich auf einem einzigen Platze zu versammeln, erwählt vor allen Dingen eine Anzahl Repräsentanten, und bekleidet sie mit der Vollmacht, in seinem Nahmen eine auf Freyheit und Gleichheit gegründete Konstitution zu entwerfen, um sie dem ganzen Volke, als dem einzigen rechtmäßigen Suverän des neuen Staats, zur Annahme oder Verwerfung vorzulegen.

Ottobert.

Wozu wäre denn eine solche Konstitution nöthig?

Gismund.

Welche Frage! Wie könnten die neuen Verhältnisse, die durch Einführung der Agrikultur und des Landeigenthums unter ihnen entstehen würden, ohne positive Gesetze Statt finden? Und sollten etwa die vielen gemeinsamen Geschäfte, die eine Verbindung dieser Art nothwendig macht, sich von selbst abthun? Wenn unsre neuen Bürger Gesetze haben sollen, müssen sie doch wohl eine gesetzgebende Gewalt, wenn die Gesetze angewandt werden sollen, eine richter-

liche, und wenn beide gegen einheimische und auswärtige Kollisionen, Anmassungen und Eingriffe geschützt, und die Geschäfte der Republik besorgt werden sollen, eine vollziehende Gewalt haben, und die Rechte, Pflichten und Grenzen dieser Gewalten müssen genau bestimmt und geschickt in einander gefügt seyn.

Ottobert.

Da hätten unsere Neuseeländer ein hübsches Stück Arbeit vor sich.

Gismund.

Warum nehmen Sie aber auch eine noch so rohe und von der vollkommensten Art der Civilisierung noch so weit entfernte Nation dazu?

Ottobert.

Der bloßen Bequemlichkeit wegen.

Gismund.

Wie viele Stufen der Kultur hat sie noch erst zu ersteigen, bis es nöthig oder der Mühe werth ist, ihr eine so künstlich organisierte Verfassung zu geben!

Ottobert.

Eine so künstliche Verfassung? Ich dünkte, Ihren Grundsätzen nach, gäbe es keine einfachere, der Natur nä-

here und gemäfsere, als die, worin das Volk der Suverän, und Freyheit und Gleichheit die Grundlage des allgemeinen Zustandes desselben ist?

G i s m u n d.

Das ist sie auch bey einem noch kleinen, armen, unwissenden, auf die blossen unentbehrlichen Bedürfnisse des thierischen Lebens eingeschränkten Volke. Aber kein Volk, das in der Kultur bereits einige Fortschritte gethan und Raum sich auszubreiten hat, wird lange innerhalb so enger Grenzen stehen bleiben. Es wird nach und nach zu einer grossen Menge anwachsen, durch Betriebsamkeit und Kunstfleiss sich ausbilden, bereichern, verfeinern, kurz, in einen Zustand übergehen, wo ihm eine künstlicher organisierte Konstitution nöthig ist.

O t t o b e r t.

Das ist keine Frage. Der Fehler lag also, mit Ihrer Erlaubniss, darin, daß Sie unsre rohen Neuseeländer, die weder schreiben noch lesen, noch rasonieren können, zusammen treten liessen, um sich eine Konstitution zu geben. Denn ich setze tausend gegen eins, daß sie das nicht thun würden. Sie kämen

zusammen, wählten den stattlichsten und tapfersten Mann aus ihrem Mittel, ohne an eine Kapitulation mit ihm zu denken, zum König, gäben ihm die erfahrensten und verständigsten unter den Alten als Rätthe und Richter über die vorfallenden Streitigkeiten zu, und das Volk behielt sich das Recht vor, in allen die ganze Gemeinheit betreffenden Sachen die entscheidende Stimme zu haben. Das ginge so eine Zeit lang fort, bis die Könige, denen es weder an Versuchungen noch an Mitteln, ihre willkührliche Gewalt zu mißbrauchen, fehlen könnte, es endlich so arg machten, daß das Volk sich emporthe, das Königthum abschafte, und, weil es nun einmahl gewohnt wäre, von Leuten, aus gewissen um den Staat verdienten Familien regiert zu werden, diesen die Führung der öffentlichen Geschäfte überliesse. Die neue Aristokratie ginge nun wieder eine Zeit lang wie sie gehen könnte, bis sie sich aus ähnlicher Veranlassung wie oben, je nachdem die Umstände es mit sich brächten, aber immer mehr auf eine tumultuarische Art als mit kaltblütiger Besonnenheit, bald in eine mehr oder weniger mit Ari-

stokratie vermischte Demokratie, bald in usurpierte oder aufgetragene Herrschaft eines Einzigen, endlich in eine regelmäßige Monarchie verwandelte, und, wenn auch diese zuletzt, aus welcher Ursache und Veranlassung es sey, zusammen stürzte, sich wieder in die Anarchie der ursprünglichen Freyheit und Gleichheit zurückgeworfen fände. Alle diese Abhäutungen und Umwandlungen wollen wir also unsere Neuseeländer auf einmahl überspringen lassen, und sie, in dem eben besagten Zustande von Anarchie, jedoch auf der Stufe von Kultur nehmen, welche, wie Sie sagten, zu einer künstlich organisierten repräsentativen Demokratie vorausgesetzt werden muß. Aber meine vorige Frage kommt auch hier wieder. Was wäre denn die eigentliche Ursache, warum eine solche Organisation unentbehrlich wäre? Sie erwähnten vorhin neuer Verhältnisse. Worin könnten diese unter freyen und gleichen Menschen bestehen?

Gismund.

Schon die bloße Ungleichheit des Vermögens, die, unter jeder Verfassung, ei-

ne natürliche Folge der fortschreitenden Kultur und vieler zufälliger Ursachen ist, muß endlich Verhältnisse und Mißverhältnisse hervorbringen, die denjenigen, für welche sie drückend sind, desto unleidlicher vorkommen müssen, je häufiger sie in einer populären Verfassung daran erinnert werden, daß Freyheit und Gleichheit unverlierbare Menschenrechte sind. Aber so ist nun einmal die Unvollkommenheit der menschlichen Dinge. In einem policierten Staate kann, vermöge der Natur der Sache, nur der kleinste Theil des Volks sich in einem großen Wohlstande befinden, und zu einem vorzüglichen Grade von Einfluß und Ansehen gelangen. Aber die Gesetze der Demokratie leisten doch allen übrigen die Gewähr für so viel Gleichheit und Freyheit, als vermöge der menschlichen Natur und der Natur eines Staats überhaupt nur immer denkbar ist.

Ottobert.

Freylich, die Natur! die Natur! die böse menschliche Natur, und ihre widerspenstigen Bedürfnisse, Leidenschaften, Unarten und Laster werden den guten Gesetzen, wiewohl sie (wie Sofokles

sagt) des Himmels leibliche Töchter sind. immer große Schwierigkeiten und Hindernisse entgegen setzen! Und die bloß moralischen Mittel, dem Übel abzuhelfen oder wenigstens Einhalt zu thun, wollen leider! immer nicht zureichen! — Aber, da hier gerade der Knoten sitzt, so werden Sie mir erlauben, ein wenig genauer nachzufragen, was es mit der besagten Gewährleistung der Gesetze für eine Bewandniß hat. Das Volk ist doch der wahre und einzige Souverän im Staate, nicht so?

Gismund.

Allerdings.

Ottobert.

Und giebt sich selbst Gesetze?

Gismund.

Durch seine Repräsentanten.

Ottobert.

Und wählt seine Repräsentanten selbst?

Gismund.

Es ernennet wenigstens die Wähler derselben aus seinem Mittel.

Ottobert.

Und die Repräsentanten erhalten ihre Vollmachten vom Volke?

Gismund.

Wenigstens die allgemeinen, kein Gesetz zu geben, das nicht dem höchsten über alle, der Wohlfahrt des Volks, gemäß sey.

Ottobert.

Und sind für die Art und Weise, wie sie ein so wichtiges Amt geführt haben, ihrem Suverän, dem Volke, verantwortlich?

Gismund.

Eigentlich nicht. Wie sollte das möglich seyn? Bedenken Sie selbst, wer würde mit der Last einer solchen Verantwortlichkeit Gesetzgeber seyn wollen?

Ottobert.

Also, um Sie nicht mit längern Fragen zu ermüden, das Volk giebt sich, theils mittelbar theils unmittelbar, seine Gesetze und alle seine obrigkeitlichen Personen selbst, und darin besteht die Gewähr für seine Rechte?

Gismund.

Wie meinen Sie das?

Ottobert.

Das Volk hat keinen Gewährsmann seiner Suveränität, Freyheit und Gleichheit, als das Gesetz und die Geber, Handba-

ber und Vollzieher desselben. Oder kennen Sie noch einen anderen?

Gismund.

(nachdenkend und etwas verlegen.)

Ich weiß keinen.

Ottobert.

Es müßte nur die heilige Insurrektion seyn; ein Vorrecht, dessen Ausübung so schwer zu bestimmen und von so mißbeliebigen Folgen ist, daß die Bürger, in deren Händen die höchste vollziehende Gewalt liegt, nicht zu verdenken wären, wenn sie alles in der Welt versuchten, um ihrem launischen Suverän den Gebrauch eines so gefährlichen Vorrechts unmöglich zu machen.

Gismund.

Wenn Direktoren, Gesetzgeber und Richter ihre Schuldigkeit thun, so bedarf es dessen nicht, und die Gesetze sind hinlänglich, jedem sein Recht zu verschaffen.

Ottobert.

Sie wissen aber, lieber Gismund, wie es leider! mit der menschlichen Natur beschaffen ist, und in welchem ewigen Kriege das Privatinteresse, der Durst nach Gewalt und Gold, der Ehrgeitz, der Neid, die Rachsucht, die Eitelkeit, Träg-

heit und Wollust, kurz, alle Leidenschaften und Unarten des menschlichen Herzens mit unsern Pflichten zu Felde liegen. Nun haben aber alle unsre Gesetzmacher, Direktoren, Minister, Kommissäre, Departements- und Municipalitätsverwalter, und Magistratspersonen aller Gattung, den großen Fehler, daß sie Menschen sind. Sie werden also ihre Schuldigkeit nicht thun —

Gismund.

Dafür werden Sie doch die Demokratie nicht verantwortlich machen wollen, Ottobert?

Ottobert.

Nicht dafür, sondern daß sie alle diese Menschen so behandelt, als ob sie mehr als Menschen wären; daß sie ein Vertrauen in sie setzt, dessen nur die wenigsten würdig sind; eine Macht in ihre Hände legt, deren sie sich, so oft es ihnen beliebt, zur Entkräftung oder Ausweichung des Gesetzes, und zum Vortheil ihrer Privatabsichten und Leidenschaften, so willkührlich als möglich bedienen werden.

Gismund.

Giebt es denn unter so vielen nicht

auch weise und tugendhafte Männer? und wo könnten wir sie zu finden hoffen, wenn sie nicht in einer frey und gleich konstituirten Republik zu finden wären?

O t t o b e r t.

Nur machen sie allenthalben eine gar winzige Minorität aus, und euere große Demokratie braucht eine so ungeheure Menge Staatsdiener! — Gesetzt aber, es wären der verständigen, tauglichen und guten Menschen gerade so viel, als zu Besetzung aller, oder doch der wichtigern Staatsbedienungen vonnöthen wären: werden die Wähler sichs auch immer Ernst seyn lassen sie zu suchen? Werden sie auch das bescheidene wahre Verdienst vom Scheinverdienst, das oft weit besser in die Augen fällt, und den rechtschaffnen Mann, der sich eher verbirgt als anbietet, von dem zudringlichen verschmitzten Heuchler, der alle Rollen mit Gewandtheit und Anstand zu spielen gelernt hat, immer zu unterscheiden wissen? — Haben Sie wohl, lieber Gismund, jemahls genauer erwogen, was es auf sich hat, dem Volk die Wahl seiner Gesetzgeber und Regenten zu überlassen? Der weise Mann wird nicht leicht von einem andern

erkannt als von einem weisen, der redliche von einem andern als einem redlichen Manne. Wenn das Volk über die Fähigkeiten, Talente und sittlichen Eigenschaften andrer Menschen, zumahl solcher, die durch Glücksumstände, Erziehung und andere Verhältnisse zu einer ihm fremden Klasse gehören, richtig sollte urtheilen können, müßte es dazu nicht nur einen Mafsstab haben, den es weder hat noch haben kann; es müßte auch von Vorurtheilen, Leidenschaften, persönlichem Interesse und fremdem Einfluß frey seyn. Können Sie aber glauben, daß die eigentlichen Gewalthaber in der Republik, die Männer, die über den Nationalschatz und die Armeen schalten, und einen großen und wichtigen Theil der öffentlichen und einträglichsten Bedienungen nach Willkühr zu vergeben haben, es jemahls bey den Volkswahlen darauf ankommen lassen werden, was für Männer das Volk zu seinen Repräsentanten und obrigkeitlichen Personen ernennen möchte? Rechnen Sie darauf, daß diese Herren ihr eigenes Interesse zu gut verstehen, um nicht alle dienlichen (erlaubten und unerlaubten) Mafsregeln zu nehmen,

dafs wenigstens die Mehrheit der Erwählten aus Männern nach ihrem Herzen bestehe. Oder, wofern es auch, wie in Frankreich bey der Wahl des neuen Drittels der gesetzgebenden Rätthe von 1797, anders ausgefallen wäre, so werden sie bald genug Vorwände zu einem achtzehnten Fruktidor finden, und dann für die Zukunft sich besser vorzusehen wissen. — Die Republikaner breiten sich so gern über den alten Gemeinplatz, wie schädlich dem Staat schwache Fürsten sind, aus. Ich kenne keinen schwächern und untauglichern Suverän, keinen der mit weniger Kenntnifs der Sachen urtheilt und mit weniger Besonnenheit handelt, keinen der mehr in den Händen seiner Diener ist, und durch Schmeicheley und verstellte Wärme für sein Interesse leichter gewonnen, durch Furcht oder Hoffnung leichter an der Nase geführt werden kann, als das Volk. — Aber wie könnte auch ein demokratisches Volk sich selbst lange verbergen, dafs die lächerliche Titularsuveränität, womit man seiner unter verstellten Kniebeugungen spottet, eine bloße Schaukel ist, vermittelt deren Leute, die in einer andern Ordnung der Din-

ge nicht einmahl bemerkt worden wären, sich zu den höchsten Stellen empor schwingen, und daß es sich in seinen Repräsentanten und den Depositarien seiner höchsten Gewalt Oberherren gegeben hat, von deren Meinungen, Willkühr und persönlichem Interesse sein ganzes Schicksal abhängt? Wie blind das Volk auch gewöhnlich zu seyn pflegt, wo ihm gesunde Augen am nöthigsten wären, so einfältig ist es nicht, sich durch die lächerliche Affektazion des Bürgertitels täuschen zu lassen, und nicht zu sehen, was die Herren Bürger unter dieser durchsichtigen Hülle zu verbergen glauben. Wenn Ihr demokratisches Volk sich auch in allem andern irrte, darin allein wird es bald ins klare kommen; denn die Thatsachen, die ihm die Augen öffnen müssen, werden bald genug handgreiflich seyn. Oder wie lange wird es wohl von dem Tage an, da drey oder fünf Obergewalthaber (gleich viel unter welcher Benennung) den ersten Zug aus dem Zauberbecher der Hoheit und Gewalt gethan haben, wie lange, meinen Sie, wird es währen, bis sie entschlossen sind, ihn, wo möglich, nie wieder aus

den Händen zu geben? Und, wofern ihnen hierin ein Ziel gesetzt ist, werden sie, die so viele Mittel dazu in den Händen haben, sich nicht in Zeiten im gesetzgebenden Senat, unter den Armeen, unter dem Volk, unter allen, die sie durch Interesse oder Hoffnung an sich zu fesseln wissen, einen so starken Anhang machen, daß sie entweder (unter dem gewöhnlichen Vorwand) eine Abänderung des Gesetzes zu ihrem Vorthail bewirken können, oder, wenn sie auch von ihrem Posten abtreten müssen, noch immer im Besitz eines Ansehens und Einflusses bleiben, der sie ihren Nachfolgern furchtbar machen wird?

Gismund.

Vergessen Sie nicht, Freund Otlobert, daß die Gewalten in der repräsentativen Demokratie so genau von einander geschieden, und durch eine lange Stufenfolge von Subordinazion so gut gegen einander abgewogen sind, daß es unmöglich ist, die Rechte des Volks — die unter der Herrschaft eines Einzigen keine andere Sicherheit haben als den Karakter und guten Willen dieses Einzigen — mit größrer Behutsamkeit und Weisheit sicher zu stellen.

Und ich bitte Sie dagegen, nicht zu vergessen, daß, da die Gesetze zum Besten des Volks, und vornehmlich zu seiner Sicherheit gegen jene lange Hierarchie von hohen und niedern Staatsbeamten, da sind, das persönliche Interesse dieser letztern nothwendig erfordern muß, die Portion von Gewalt, die jeder in den Händen hat, auf alle mögliche Weise in ihren eignen Nutzen zu verwenden, und, indem sie das Gesetz gegen alle, die ihnen nichts zu dieser Absicht helfen können oder wollen, mit Strenge geltend machen, sich selbst und ihre Freunde so viel und oft davon zu dispensieren, als nur immer möglich ist. Weil dieß aber nur alsdann mit Sicherheit geschehen kann, wenn sie sich zu Werkzeugen ihrer Obern und der herrschenden Faktion gebrauchen lassen: so wird das letzte Resultat hiervon seyn, daß das vorgebliche Gleichgewicht, worin die Gewalten einander halten, nichts als ein täuschendes Blendwerk ist; daß, anstatt einander einzuschränken, vielmehr eine Art von stillschweigender Zusammenverschwörung zwischen ihnen Statt findet, und daß

am Ende die oberste Gewalt, welche alle Zügel und Stränge in den Händen hält und nach Belieben anziehen oder nachlassen kann, kein andres Gesetz befolgt als ihren Willen, so wie sie keinen festern Willen hat, als in jedem Kollisionsfall ihrem persönlichen Interesse alles aufzuopfern. Sollten Sie, mein Freund, etwa noch zweifeln können, daß dies der natürliche Gang der Sachen in der repräsentativen Demokratie sey, so erinnern Sie Sich an alles, was seit zwey Jahren, besonders seit dem achtzehnten Fruktidor, in Frankreich vorgegangen ist, und Sie werden eine Übereinstimmung zwischen meiner Theorie und der republikanischen Praxis finden, die, wie mich dünkt, für die zuverlässigste Probe gelten kann, daß ich recht gerechnet habe.

Gismund (etwas mißmüthig).

In einem so düstern Lichte hab' ich die Sachen freylich nie gesehen.

Otto bert.

Wenn der Anblick nicht sehr fröhlich ist, so kann das Licht nichts dafür. Ich habe die Sache in das helle Sonnenlicht gestellt.

Gismund.

Aber was kann die demokratische Verfassung für den Mißbrauch, den verkehrte Menschen von ihr machen? Oder geht es in der monarchischen etwa anders her? —

Ottobert.

Sehen Sie nicht, wie viel ich schon über Sie gewonnen habe, wenn es in der demokratischen nicht um sehr viel besser geht? — Aber lassen wir jetzt die Monarchie an ihrem Ort, um nicht zu weit aus unserm Wege zu kommen. Ich sage also, die demokratische Verfassung kann sehr viel für den Mißbrauch, der von ihr gemacht wird. Denn darin liegt eben ihr wesentlichster Fehler, daß sie nicht auf die wirkliche Beschaffenheit der Menschen, und auf das was diese in der bürgerlichen Gesellschaft suchen und von ihr erwarten, berechnet ist. Oder, noch richtiger zu reden, der größte und größste Mißbrauch, der von der demokratischen Form gemacht werden kann, ist, wenn man einen einer andern Form gewohnten Staat, zumahl ein großes Reich mit Gewalt in sie hinein zwängt. Als Übergang aus dem rohen Natur-

stand, als eine der untersten Stufen der Civilisierung, mag sie eine Zeit lang gelten, und dann einer den Fortschritten in der Kultur angemessnern Einrichtung Platz machen. Eine gute Art von einem Hirtenvolke von wenigen Tausenden, ein Völkchen, das, von der übrigen Welt abgeschieden, in unzugangbaren Bergen lebt, und sich von der ursprünglichen Einfalt der Natur nur wenig entfernt, könnte sich Jahrtausende lang ganz gut mit ihr behelfen. Aber in einem grossen Reiche, das mehrere Jahrhunderte lang einen hohen Rang unter den ersten Mächten des Erdbodens behauptet hat, eine repräsentative Volksregierung an die Stelle der Monarchie zu setzen, würde, sogar in dem unmöglichen Falle, daß die Umgestaltung ohne die geringste Erschütterung, während eines magischen Schlags der ganzen Nation, hätte bewerkstelligt werden können, ein thörichtes und frevelhaftes Unternehmen gewesen seyn: thöricht, wenn die Leute nicht wußten was sie thaten; frevelhaft, wenn sie es wußten. Denn es ist nun einmahl Natur der Sache, daß dieß Unternehmen sich über lang oder kurz entweder in einer ungeheuren Anar-

chie, oder in einer militärischen Despotie hinter einer republikanischen Maske, endigen muß: in jener, sobald das Volk sich seiner ihm vorgespiegelten Suveränität in Ernst bedienen, die Oberaufsicht über seine Diener selbst führen, und, wenn sie die ihnen anvertraute Gewalt überschreiten, sich selbst Recht gegen sie schaffen will; in dieser, wenn es, im Vertrauen auf die Konstitution, seinen Repräsentanten und Staatsdienern eine so ungemessene Macht überläßt, daß die Versuchung und die Leichtigkeit sie zu mißbrauchen zu groß ist, als daß ehrgeitzige und habsüchtige Menschen der Gelegenheit widerstehen sollten. Je feiner in diesem letzten Falle das Gewebe des Gesetzes ist, wodurch man ihnen die Hände gebunden zu haben glaubt, je leichter werden sie sich, so oft es ihre Absichten erfordern, davon los zuwickeln wissen; je künstlicher die Maschine ist, die den Staat im Gang erhalten soll, je eher wird man Mittel finden, sie zu vereinfachen, und an die Stelle eines verwickelten, schwergehenden, alle Augenblicke stockenden Druckwerks, das rasche und mächtige Triebrad der will-

küßlichen Gewalt zu setzen. — Und was hätten nun unsre Neuseeländer, die, nach unsrer Voraussetzung, aus ihrem rohen Naturstande, wo sie sich im wirklichen Besitz der unbeschränktesten Freyheit und vollkommensten Gleichheit befanden, heraus gegangen, und nach Jahrhunderten von Kultur endlich so weit gekommen wären, für eines der policiertesten, ausgebildetsten und aufgeklärtesten Völker der Erde zu gelten, und in allem, was zur Verfeinerung des Geschmacks, der Sitten und der Lebensweise gehört, die Gesetzgeber aller übrigen zu seyn, — was hätten sie damit gewonnen, sich mit plötzlicher Begebung aller Vortheile der Policierung, die sie in so langer Zeit errungen hätten, auf einmahl wieder in den nehmlichen Stand der Freyheit und Gleichheit zurück schleudern zu lassen, aus welchem sie, um sich besser zu befinden, vor ein paar tausend Jahren heraus getreten wären?

Gismund.

Sehr wenig, wenn dieß wirklich der Fall wäre. Aber wie können Sie nur einen Augenblick vergessen, welcher unendlicher Unterschied zwischen einem sol-

chen Rückfall in den Neuseeländischen Naturstand, und zwischen dem Unternehmen ist, einer sehr gebildeten Nation, mit der Befreyung von einer unwürdigen und nicht länger erträglichen Unterdrückung, den Genuss aller Vortheile ihrer Lage, ihrer Kultur und ihres Kunstfleisses mit dem freyen Gebrauch aller ihrer Kräfte zu ihrer möglichsten Vervollkommnung, durch eine auf die ersten und wesentlichsten Menschheitsrechte gegründete Konstitution auf ewig zu versichern?

Ottobert.

Sie haben wohl gethan, sich des Wortes Unternehmen zu bedienen. Ob nicht, indem man einen so grossen Zweck durch ein so widersinniges Mittel bewirken wollte, etwas unternommen wurde, das aus dem ganz einfältigen Grunde, weil es unmöglich ist, nie zu Stande kommen wird, — das war eben die Frage, die ich durch alles bisher gesagte beantwortet zu haben glaubte. Die Freyheit und Gleichheit des rohen Naturstandes mit den Vortheilen der Policierung und Kultur zu vereinigen, ist eine Aufgabe, deren Bestandtheile und Bedingungen einander offenbar vernichten.

Gismund.

Nach Ihrer Theorie müßten wir unsern wesentlichsten Menschenrechten entsagen, um der zweydeutigen Vortheile der Kultur habhaft zu werden. Wahrlich, eines solchen Opfers sind diese nicht werth! Lieber mit Hans Jakob Rousseau auf allen Vieren in die Wälder zurück!

Ottobert.

Wer fordert denn aber ein solches Opfer, als — eben der demokratische Despotism, der einen verworrenen, unbestimmten, vieldeutigen Begriff von Freyheit und Gleichheit, und ein ganzes Wörterbuch voll neuer, hoch tönender, halb Griechischer und von niemand, ausser ihm selbst, recht verstandner Wörter zu eben so vielen mit Vulkanischer Kunst geschmiedeten Fesseln zu machen weiß, womit er euch an Händen und Füßen verstrickt, und zu allem zwingt was ihm beliebt? Wer fordert dieß Opfer, als der demokratische Despotism, der die Gesetze selbst, die euch euere Freyheit gewähren sollen, in Werkzeuge der unleidlichsten Unterdrückung verwandelt, und unter dem Vorwand, „dafs die Rettung der Republik das höchste Gesetz sey,“

so oft es sein persönliches Interesse erfordert, alle Schranken durchbricht, hinter welchen ihr euere Personen und euer Eigenthum in Sicherheit gebracht zu haben glaubtet; und dem es an diesem Vorwande, vor welchem alle Gesetze schweigen müssen, nie fehlen kann, da es bloß von ihm abhängt, das Heil der Republik so oft und so lange es ihm beliebt in Gefahr zu setzen? — Die bürgerliche Gesellschaft verlangt von dem rohen Naturmenschen, der sich in ihren Schutz begeben will, nichts, als was vermöge der Natur der Sache nothwendige Bedingung des Zwecks der Gesellschaft ist. „Du willst, spricht sie zu ihm, deiner Person, deiner Familie, dem Eigenthum, das du bereits besitzt oder durch den Gebrauch deiner Kräfte zu erwerben gedenkst, eine Sicherheit verschaffen, die dir dein bisheriger Stand nicht geben konnte. Ich verspreche sie dir. Ich gewähre dir Schutz gegen jede Beleidigung: aber du begreifst, daß ich auch vor dir, vor den Aufwallungen deiner Leidenschaften, vor jeder Art von Beeinträchtigung, die ich von dir zu besorgen haben könnte, sicher seyn will. Du entsagst also deinem natürlichen Recht an Unabhän-

gigkeit, aber nur so weit es zu diesem Zweck unumgänglich nöthig ist; du hörst auf, dein eigener unumschränkter Herr, Gesetzgeber und Richter zu seyn, und unterwirfst dich allen Gesetzen, die ich zu Bcwirkung der allgemeinen Sicherheit gegeben habe, weil sie allein dir für deine Sicherheit Gewähr leisten. Du wünschest aber auch an den Vortheilen und Genüssen Antheil zu haben, die uns Policierung und Kultur verschaffen. Dieß ist unmöglich, wofern du dich nicht in eine dir ungewohnte Ordnung einschränken lässest, und dich allen den Gesetzen unterwirfst, ohne welche die mannigfaltigen Verhältnisse, in die du zu Erreichung jener Absicht verflochten werden wirst, alle Augenblicke zu Kollisionen Anlaß geben würden, die deine eigene Sicherheit in Gefahr setzen und die öffentliche Ruhe stören würden. Laß dich die neuen Wörter, „Gesetz, Pflicht, Einschränkung, — unterwerfen, gehorchen, sollen, müssen,“ an die dein Ohr sich nun gewöhnen muß, nicht erschrecken. Sie bezeichnen lauter unnachlässliche Bedingungen deiner Sicherheit, des freyen, aber der Gesellschaft un-

schädlichen Gebrauchs deiner Kräfte, und des Wohlstandes, der die Frucht desselben seyn wird. Du unterwirfst dich bloß den Gesetzen der Vernunft; du gehorchst bloß denen, die zu Handhabung dieser Gesetze bestimmt sind; du erfüllst keine Pflicht, die dir nicht mittelbar oder geradezu nützlich ist, mußt nichts, als was du sollst, und sollst nichts, als was die Gesellschaft, deren Mitglied du wirst, rechtmäßig an dich zu fordern hat. Noch bis du dein eigener Herr; es hängt von dir ab, ob du dich mit mir auf diese Bedingungen einlassen willst oder nicht: ist aber der Vertrag einmahl zwischen uns geschlossen, so steht er fest, und ich bin berechtigt, dich zu Erfüllung aller Bedingungen, die du eingegangen bist, zu zwingen, wiewohl du mich nicht zur Erfüllung der meinigen zwingen kannst."

Gismund.

Das alles, sollt' ich denken, spricht die demokratische Republik von Wort zu Wort zu jedem ihrer Mitglieder —

Ottobert.

Wie könnte sie anders? Das Übel ist nur, daß sie auch sonst noch etwas

spricht, das mit dieser Grundsprache aller bürgerlichen Gesellschaften in geradem Widerspruch steht, und das gerade dieser Widerspruch das ist, was sie zur Demokratie macht. Indem sie die Suveränität des Volks proklamiert, giebt sie dem Staat eine unsichre betrügliche Grundlage, und vergiftet absichtlich, das unabhängige Naturmenschen eben dazu in bürgerliche Gesellschaft treten, um ihrer bisherigen persönlichen Suveränität zu ihrem eignen Besten zu entsagen. Indem sie unbestimmte Freyheit und Gleichheit proklamiert, sie überall als Schild und Wahrzeichen aushängt, und zum ewigen Lösungswort ihrer Bürger macht, erweckt sie in dem unverständigen grossen Haufen Erwartungen, die sie weder zu erfüllen gedenkt, noch erfüllen könnte, wenn sie auch wollte. Ginge sie ehrlich und redlich zu Werke, so sagte sie den Leuten gerade heraus, wessen sie sich zu ihr zu versehen hätten. — Soll ich Ihnen sagen, Gismund, wie Ihre geliebte Demokratie in diesem Falle sprechen müßte?

Gismund.

Lassen Sie hören.

So stellen Sie Sich denn den Genius der Demokratie mit seinen gewöhnlichen Attributen vor, einen Eichenkranz um die Stirn, die Konstitution in der einen Hand, und eine Pike, so groß wie ein Lärchenbaum, mit dem Freyheitshut auf ihrer Spitze, in der andern, wie er, auf dem höchsten Gipfel des zum Altar der Freyheit und Gleichheit geweihten Montblank stehend, den ringsum versammelten, mit gespitzten Ohren und gaffenden Mäulern aufhorchenden Völkern Europens zuruft: Ihr Völker Europens, höret meine Rede und nehmet den Sinn meiner Worte wohl zu Herzen! Eine neue Ordnung der Dinge ist im Werk, eine lange Reihe goldner Jahrhunderte rückt heran. Hand in Hand steigt die strenge Nemesis mit der heilbringenden Asträa vom Himmel herab, die Ketten der Völker zu zerbrechen, alle Gebrechen der Menschheit zu heilen, und allen ihren Beschwerden abzuhelpen. Alle selbstsüchtigen und menschenfeindlichen Leidenschaften, alle verderblichen Ausgeburten der falschen Staatskunst, alle schwarzen Erfindungen des fanatischen Aberglaubens, alle Gesetze,

womit eine betrügerische und bestochene Rechtsgelehrsamkeit dem tyrannischen Mißbrauch der Gewalt einen Anstrich von Recht und Gemeinnützigkeit zu geben suchte, mit allen andern Ungeheuern der Hölle, die seit Jahrtausenden den Erdboden verwüsten, und die wohlthätigen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens zu Mitteln der Erniedrigung und Unterdrückung des Menschengeschlechts und zu Quellen seines bittersten Elends gemacht haben, werden in den Abgrund zurück stürzen. Allgemeines Wohlwollen wird ein unauflösliches Bruderband um alle Kinder der Erde schlingen, ewiger Friede die Völker aller Zonen zu einer einzigen Familie machen. Das lieblichste, schönste und erhabenste, was begeisterte Profeten und Dichter in herzerhebenden Gesängen von einer Zukunft, welche niemand zu sehen hoffte, geweissagt haben, wird vor euern Augen in Erfüllung gehen. Denn ich biete euch allen in dieser Hand Freyheit und Gleichheit an, die einzigen Mächte, die alle diese Wunderdinge, diese neue Schöpfung glücklicher Menschen und goldner Zeiten, diesen Himmel auf Erden, wirklich machen können. — Aber höret

auch die unnachlässlichen einzigen Bedingungen, unter welchen euch diese Glückseligkeit angeboten wird. Von der Stunde an, da ihr von Freyheit und Gleichheit Besitz nehmet, erkennet ihr alle die Vernunft für euere oberste Regentin, und schwöret ihr für jeden Augenblick euers Lebens unbedingten Gehorsam und unverbrüchliche Treue. Von dieser Stunde an entsagt ihr jedem eigennützigem Triebe, der mit der allgemeinen Wohlfahrt streitet. Alle euere Leidenschaften und Wünsche schweigen vor dem heiligen Gesetze des gemeinen Besten, und ihr suchet euern höchsten Ruhm, euer höchstes Glück in der pünktlichsten Erfüllung aller euerer Pflichten. Ihr seyd alle frey und gleich, aber keinen Augenblick länger als ihr der Vernunft gehorcht. Sie, und die mit ihr gleich ewige Nothwendigkeit, sind nun euere einzigen Gebieterinnen, und der bloße Gedanke, euch von ihrer Herrschaft los zu machen, würde Freyheit und Gleichheit in eine Quelle des bittersten Elends verwandeln. Da nichts ohne Form bestehen kann, so bringe ich euch diejenige, unter welcher diese Töchter des Himmels das Glück

euers Lebens machen sollen, in dieser Konstitution. Aber vergesst keinen Augenblick, daß sie kein magischer Talisman ist; daß die Bedingungen, unter welchen allein sie ein Gut für euch ist, immer in euern eignen Händen bleiben. Ihr zu Folge werdet ihr künftig euere Obrigkeiten selbst erwählen. Hütet euch in der Ausübung dieses großen, aber gefährlichen Vorrechts, unbedachtsam und nachlässig, oder unlauter und parteyisch zu verfahren. Jeder gebe seine Stimme, mit der gewissenhaftesten Redlichkeit gegen das Vaterland und sich selbst, dem Manne, den er unter allen seinen Mitbürgern für den tauglichsten und rechtschaffensten hält, ohne auch nur ein Wort mit andern deswegen abgeredet zu haben, oder den geringsten Einfluß von aussen auf sich wirken zu lassen. — Diejenigen, die ihr durch diese freye Wahl bevollmächtigt habt, in der Versammlung der Gesetzgeber, in den Gerichtshöfen und im obersten Vollziehungsrath euern allgemeinen Willen, der niemahls etwas andres als der Ausspruch der Vernunft selbst seyn kann, auszusprechen, anzuwenden und zur Vollzie-

hung zu bringen , betrachten sich von
 Stunde an als Menschen , die , mit den
 schwersten Pflichten belastet , dem Vol-
 ke , dem sie angehören , der Nachwelt
 und der ganzen Menschheit von jedem
 ihrer Schritte Rechenschaft schuldig sind.
 Sie vergessen sich selbst , und kennen
 kein anderes Interesse als das allgemeine.
 Keine Leidenschaft trübt jemahls die Hei-
 terkeit ihres Verstandes oder die reine
 Lauterkeit ihres Willens. Ehrgeitz , Eifer-
 sucht , Parteylichkeit , Ränke , Kabalen ,
 Fakzionen sind etwas unerhörtes unter
 ihnen ; sie würden das Licht der Sonne
 durch ihren Anblick zu beflecken und die
 Luft mit ihrem Athem zu verpesten glau-
 ben , wenn sie jemahls fähig wären , das
 Gesetz zu verdrehen , das Recht zu beu-
 gen , nach Gunst oder Ungunst zu spre-
 chen , sich auf Unkosten ihrer Mitbürger
 zu bereichern , vom gemeinen Gut , das
 ihrer Verwaltung anvertraut ist , das ge-
 ringste in ihren Privatnutzen zu verwen-
 den , und überhaupt in ihrem öffentlichen
 Karakter leichtsinnig , launisch , leiden-
 schaftlich und selbstsüchtig zu verfahren.
 Keiner , wie hoch sein Posten , wie groß
 seine Gewalt und die durch seine Hände

gehenden Summen des Nazionalschatzes waren, verläßt seine Stelle reicher als er sie angetreten; und derjenige, der mehrere Jahre lang mit der höchsten Würde in der Republik bekleidet war, setzt seinen grölsten Ruhm darein, arm in seinen vorigen Privatstand zurück zu treten. Jeder, der vermöge seines Amtes um eine oder mehrere Stufen höher als andere steht, erkennt es für seine Pflicht, in Edelmuth, Mälsigung, Nüchternheit, Genügsamkeit, Bescheidenheit, und jeder andern häuslichen, bürgerlichen und politischen Tugend den übrigen zum Beyspiel und Vorbild zu dienen, und erfüllt diese Pflicht mit desto größrer Strenge, weil er weiß, daß der Staat nur so lange glücklich seyn und bestehen kann, als diese Tugenden den allgemeinen Volkskarakter ausmachen. Das Volk ehrt seine Vorsteher durch Vertrauen und Gehorsam, und beweiset ihnen beides, auch wenn es die Weisheit ihrer Mafsregeln und Verordnungen nicht sogleich einzusehen vermag. Die Vorsteher hingegen ehren die Würde der menschlichen Natur in jedem ihrer Mitbürger; der fleissige und ehrliche Tagelöhner dünkt sie ihrer auf-

merksamsten Vorsorge eben so werth als der reichste Eigenthümer, und der Bürger, dem ihre Hülfe am nöthigsten ist, ist der erste, der Gehör erhält. Ein allgemeiner Geist der Ordnung, der Billigkeit, der Mäßigung, der Vaterlandsliebe und der Humanität athmet durch alle Glieder des Staats, giebt ihm wahre und ewige Einheit und Untheilbarkeit, und indem jeder Einzelne mit allen andern wetteifert der beste Bürger zu seyn, glaubt er in jedem andern einen bessern und würdigern zu sehen als er selbst ist. — Diefs, ihr Völker, sind die Bedingungen, unter welchen Freyheit und Gleichheit euch glücklich machen werden! Dünken sie euch schwer? — vielleicht wohl gar unmöglich zu erfüllen? — desto schlimmer für euch! Denn ich habe euch keine andere zu geben, und kann von diesen keine Sylbe nachlassen. Aber höret nun auch, was die Folgen seyn werden, wen ihr das gefährliche Geschenk aus meinen Händen annähmet, ohne weder Willen noch Vermögen zu haben, diese Bedingungen zu erfüllen —

Gismund.

Ich bitte Sie, Ottobert, lassen Sie Ih-

ren demokratischen Genius kein Wort weiter sagen! Nach der indirekten Satire, die er von der Spitze des Mont-blank auf die armen Demokratien herab deklamiert hat, indem er ihnen sagte, was sie seyn sollten und nicht sind, wäre es zu grausam, die Unglücklichen noch zu nöthigen, in einem Spiegel, dessen wenig schmeichelhafte Wahrheit ihr zartes Auge zu sehr beleidigen würde, auch noch sehen zu müssen, was sie sind. Lassen Sie ihn immerhin wieder verschwinden; ich werde ihn nicht zurück rufen; denn durch ihn sind auch meine schönen wonniglichen Träume von Freyheit und Gleichheit, auf Ordnung und Sittlichkeit gegründet, mit Unschuld und Güte gepaart, von Musen und Grazien verschönert, — wie leichte Wolkengebilde und Luftschlösser der Fee Morgana in Nichts dahin geschwunden.

Ottobert.

Es wäre doch wirklich sonderbar, wenn Sie jemahls an die Möglichkeit geglaubt hätten, solche Ideale — an Menschen, — durch Menschen realisiert zu sehen.

Gutmüthige Herzen haben Augenblicke, wo sie so leicht glauben, was sie wünschen. Und daß es nie besser mit dem Menschengeschlechte werden, daß es sogar immer sinken und sinken, und ein verderbtes Geschlecht immer ein noch verderbteres zeugen soll, ist ein so niederschlagender trostloser Gedanke, daß ich ihn nicht ertragen kann. — Ich gestehe Ihnen unverbohlen, daß die verschiedenen Ansichten, unter welchen die Französische Republik seit den fünf bis sechs Jahren, die sie zählt, sich der Welt darstellt, mich öfters in meinem Glauben irre gemacht haben. Aber, wie oft auch mein Herz und meine Vernunft sich gegen sie auflehnten, immer kam ich doch auf den Gedanken zurück: die Französische Republik kann wenigstens nicht mehr gegen die Demokratie überhaupt beweisen, als die Regierung eines Kaligula oder Nero, eines Königs Heinrichs VIII. von England oder Karls IX. von Frankreich gegen die Monarchie; und noch in diesem Augenblick, nachdem Sie mich mit Gründen, die ich nur durck Sofistereyen und Schikanen an-

fechten könnte, überwiesen haben, daß die Demokratie, die ich zu sehen wünsche, nur in Utopien zu suchen sey, kann ich eine Stimme nicht zum Schweigen bringen, die in meiner innersten Seele für sie spricht; und ob ich schon Ihren Einwürfen keine, auch nur mir selbst genügende, Vernunftschlüsse entgegen setzen kann, so nöthigt mich doch ein nicht übertäubliches Gefühl, an meinem alten Glauben fest zu halten, „daß ohne Freyheit und Gleichheit der Rechte kein Heil für die Menschheit sey.“

Ottobert.

Wir sind dem Punkte, der uns vereinigen wird, unvermerkt ganz nahe gekommen. Die stolzen herrischen Anmaßungen der Französischen Gewalthaber, die zu unsrer heutigen Unterredung Gelegenheit gaben, werden mich allemahl, so oft die Rede von Staatsformen ist, reitzen, jeder andern, selbst dem wenig anlockenden Despotism der hohen Pforte zu Stambul, den Vorzug vor der Demokratie einzuräumen. Daß sie diese Anmaßung bis zur politischen Intoleranz treiben, und die Form ihrer noch immer in sich selbst zwischen Seyn und Nichtseyn

schwankenden Republik, als das vollkommenste Modell aller möglichen Verfassungen, der ganzen Welt, wie es scheint, aufzwingen wollen, das ist es eben, was jeden gesunden Kopf gegen sie aufbringen, und Untersuchungen veranlassen muß, die, je schärfer und kaltblütiger dabey verfahren wird, desto weniger zu ihrem Vortheil ausfallen können. Wahrlich, eine Republik, die schon, da sie gepflanzt wurde, nur durch Ausrottung einer unendlichen Menge schöner und nützlicher Gewächse Wurzel fassen konnte; die schon in ihrem ersten Keim und in ihrer frühesten Entfaltung mit dem Blut eines schuldlosen und guten Königs und einer ungeheuern Anzahl der vorzüglichsten Menschen genährt werden mußte, um unter den düstern verpesteten Einflüssen der Atheisterey und Ruchlosigkeit, und unter allen Gräueln der Anarchie und Barbarey des schmähhlichsten Sanskültismus und der unmenschlichsten Faktionswuth, durch eine zwar wunderähnliche, aber nur zu sehr begreifliche Kombination von innern und äußern Ursachen, mit fürchterlicher Geschwindigkeit zu einem Baum heran zu wachsen, dessen schwar-

zer Todesschatten die halbe Erde bedeckt,
 und alles, was unter und neben ihm steht,
 schmachten, hinwelken und verdorren
 macht: — eine solche Republik hat wahr-
 lich kein Recht zu verlangen, daß alle
 Völker der Erde sich freywillig nach ih-
 rem Bilde umgestalten, und ihre Grund-
 sätze zu den ihrigen machen sollen; und
 es ist die unerträglichste Tyranney, Mil-
 lionen friedfertiger und bey ihrer bisher-
 gen Verfassung sich wohl befindender
 Menschen mit Gewalt zu einer Verände-
 rung zu zwingen, von welcher sich vermu-
 then, und zum Theil mit Gewissheit vor-
 aus sehen läßt, daß sie eine Quelle von
 unzähligen Übeln und unabsehblichem Elend
 für sie werden wird. — Und gleichwohl,
 so groß ist der Hang der Menschen zur
 Veränderung, so mächtig wirkt in den
 einen der Gedanke, daß sie bey einer
 allgemeinen Umwälzung wenig oder nichts
 verlieren und vielleicht sehr viel gewinnen
 könnten, in andern ein dunkles Vorgefühl,
 vielleicht auch eine Rolle dabey zu spie-
 len, — und so verblendend ist der Glanz,
 den eine Reihe glücklicher Erfolge auf
 diese politischen in einem selbstgemach-
 ten Chaos arbeitenden, Demiurgen

wirft, daß in den noch stehenden Staaten die Zahl der Menschen nicht unbedeutend ist, die den Fortschritten des Jakobinischen Revolutionsgeistes nicht bloß mit der größten Gleichgültigkeit, sondern zum Theil mit Freude und übel verhehlter Sehnsucht entgegen sehen, bereitwillig alles mögliche zu ihrer Beschleunigung beyzutragen, und inzwischen, bis es in ihrer Gewalt seyn wird, ein Mehreres zu thun, wenigstens die Neufränkischen Revolutions-Maximen zu verbreiten, und den zerstörenden Planen jener neuen Leveller dadurch den Weg zu bahnen, daß sie den bestehenden Staatsformen und Regierungen alles Vertrauen und alle Achtung zu entziehen suchen, ihre Mängel und Mißbräuche in das gehässigste Licht stellen, das Gute an ihnen verkennen, und dagegen die Neufränkische Demokratie für das höchste Meisterstück des menschlichen Verstandes und die einzige Staatsverfassung, die sich mit den Rechten der Menschen vertrage, ausgeben. Diese Lage der Dinge, und dieser böse Genius unsrer Zeit, drang mich in diesen letzten Jahren, genauer nachzuforschen, wie die verschiedenen Staatsformen sich

gegen den Zweck der bürgerlichen Gesellschaft und das allgemeine Beste der Menschheit verhalten. Wie einleuchtend auch die Behauptung des Englischen Dichters P o p e ,

*For forms of Government let Fools
contest ,*

Whate'er is best administerd, is best ,¹⁾

beym ersten Anblick scheinen mag , so kann sie doch vor einer scharfen Prüfung nicht bestehen. Denn die beste Staatsverwaltung kann zwar die einer fehlerhaften Verfassung beywohnenden Radikalgebrechen mildern und überpflastern , aber niemals aus dem Grunde heilen ; und die schlechteste kann das wesentliche Gute einer weisen und wohl berechneten Konstitution nicht anders als durch ihre völlige Vernichtung gänzlich unwirksam machen. Das Resultat , das , wie ich glaube , eine unbefangene Untersuchung jedem Wahrheitsforscher , so gut wie mir , geben wird , ist dieses : die monarchische Regie-

¹⁾ Laß Thoren über Form des Staats sich zanken , Die beste ist die best verwaltete.

rungsform ist mehr auf Sicherheit und Ordnung, die demokratische mehr auf Freyheit und Gleichheit berechnet; jene ist dem Menschen, der erst noch gebildet werden soll, diese dem bereits gebildeten natürlicher und angemessener. Indessen waltet der große Unterschied vor, daß, sobald beide Formen auf wirkliche Staaten und Menschen, wie sie nun einmahl sind, angewandt werden, die Monarchie den Hauptzweck, für den sie berechnet ist, Sicherheit und Ordnung, wirklich erreicht, die Demokratie hingegen immer weit hinter dem ihrigen zurück bleibt, weil Freyheit und Gleichheit in ihr immer mit Ordnung und Sicherheit im Streit liegt, und die Regierung jene nur auf Kosten dieser, oder diese auf Kosten jener gewähren kann. Übrigens tragen beide ein sehr wirksames Princip der Verderbnis in sich, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn jene Jahrhunderte dauern kann, bis sie in einen unterdrückenden Despotism ausartet, diese kaum so viele Jahrzehnde dauert, bis sie, um der Anarchie zuvorzukommen, die immer wie an einem dünnen Faden über ihrer Scheitel schwebt, sich in eine noch

härter drückende Oligarchie verwandeln muß. In jener erhält schon allein der festgesetzte Unterschied der Stände, Klassen und Unterabtheilungen, bey der offen gelassnen Möglichkeit sich durch Glück oder Verdienste höher hinaufschwingen zu können, durch bloßen, aus Gewohnheit beynahe unbemerkten Druck und Gegendruck das Ganze in Ordnung; in dieser unterhalten die rastlosesten aller Leidenschaften, Ambizion, Eifersucht und Begierde immer mehr zu haben, und die Parteyen und Fakzionen, deren Triebräder sie sind, den Staat in immer wäherender Gährung. Die Demokratie gleicht einer am Fuß eines unruhigen Vulkans liegenden Stadt, welche zwar der Erschütterungen und Ausbrüche desselben endlich so gewohnt wird, daß sie ihren Untergang zu fürchten aufhört, aber keinen Tag vor ihm sicher ist. In der Monarchie kann ein einziger weiser Regent wieder gut machen, was mehrere unkluge, schwache oder verkehrte Vorfahrer verdorben haben; in der Demokratie kommen die Weisen und Guten entweder gar nicht, oder in so geringer Anzahl empor, daß die sogleich gegen

sie gekehrte, allgemeine und keiner Abrede benöthigte Zusammenverschwörung der Bösen es ihnen beynahe unmöglich macht, etwas beträchtlich Gutes zu wirken.

G i s m u n d.

Dieß letztere ist, wie ich sehr besorge, oder vielmehr, wie Geschichte und tägliche Erfahrung lehrt, eben so sehr der Fall in der Monarchie, sogar unter den weisesten und besten Regenten.

O t t o b e r t.

Leider nur zu wahr! Ich will aber auch von allen diesen, in Theorie und Erfahrung gleich gegründeten Unterscheidungs-
punkten, die ich noch mit vielen andern nicht minder wichtigen vermehren könnte, für jetzt keinen andern Gebrauch machen als diesen: daß weder die Vorzüge, noch die Gebrechen dieser an beiden äußersten Enden der Linie liegenden Staatsverfassungen ein so großes Übergewicht haben, daß der Vorthail, der zu erwarten wäre, wenn eine von beiden mit Gewalt aus der Welt geschafft werden sollte, die Kosten der Operazion nur zum zehnten Theil vergüten könnte; und daß also unter allen vernünftigen und

rechtschaffnen Menschen als eine ewige feststehende Maxime anerkannt werden müsse: daß jede Regierung schuldig sey, die hergebrachte und bestehende Verfassung aller andern Völker zu respektieren; und daß jede Anmaßung, einen monarchischen oder aristokratischen Staat, unter dem illosorischen Vorwand, das Volk in Freyheit und Gleichheit zu setzen, mit Gewalt der Waffen zu demokratisieren, ein höchst ungerechter und unerträglicher Eingriff in die allgemeinen Rechte der Völker sey, welchem alle übrigen sich mit vereinten Kräften zu widersetzen nicht nur berechtigt, sondern (wenigstens ihrer eigenen Sicherheit wegen) sogar verbunden sind. Wenn unser Nachbar Belieben trägt, sein Haus einzureißen, um ein besseres oder schlechteres aus den Trümmern aufzubauen, das mag er! Wir haben kein Recht, es ihm zu wehren. Aber wenn er nun käme und wollte uns, unter dem Vorwand der Nachbarschaft und seines guten Willens gegen uns, unsere Häuser ebenfalls niederreißen, und uns nöthigen, neue nach dem Modell des seinigen zu bauen, so könnte uns doch wohl niemand verdenken, wenn wir uns einer so unziemlichen und ungelegnen An-

maßung mit Fäusten und Fersen entgegen setzten.

G i s m u n d.

Der Himmel bewahre uns und alle ehrliche friedfertige Leute vor solchen Nachbarn! — Wir sind nun, denke ich, über alle diese Dinge ziemlich Einer Meinung, lieber Ottobert. Aber vermuthlich wollten Sie, da Sie vorhin sagten, wir wären dem Punkte, worin wir völlig zusammen treffen würden, unvermerkt ganz nahe gekommen, noch etwas andres damit sagen.

O t t o b e r t.

Sie gestanden mir, Ihr Glaube, daß ohne Freyheit und Gleichheit kein Heil für das Menschengeschlecht sey, beruhe mehr auf einem unübertäublichen Gefühl, als auf deutlichen Vorstellungen. Ich glaube mir dieses Gefühl deutlich genug entwickelt zu haben, um Ihnen sagen zu können, in wie fern es Stimme der Wahrheit ist. Unlängbar ist Freyheit ein natürliches, rechtmäßiges und durch keine Verjährung verlierbares Eigenthum des Menschen, in so fern er durch seine Vernunftfähigkeit dem allgemeinen System der vernünftigen Wesen angehört.

Als ein solches hat ihm die Natur ein hohes Ziel vorgesteckt, zu dessen Erreichung er alle seine Kräfte zu gebrauchen schuldig ist, und kein Wesen im Weltall kann ihn im vernunftmäßigen Gebrauch seiner Kräfte hindern, ohne sich an den ersten und heiligsten Gesetzen der Stadt Gottes gröblich zu vergreifen. Einen Menschen zum Sklaven machen, d. i. ihn wider seinen Willen als bloßes thierisches oder mechanisches Werkzeug gebrauchen, ist daher (den einzigen Fall, wo es zur Sicherheit und Erhaltung der Gesellschaft nöthig ist, mit den gehörigen Einschränkungen ausgenommen) unmittelbares Verbrechen gegen die menschliche Natur, und der schändlichste, ungeheuerste aller Frevel.

Was die Gleichheit betrifft, so ist klar, daß, wenn wir von einer Anzahl Menschen alles abziehen, worin sie verschieden sind, und wodurch sie zu einzelnen Personen werden, etwas übrig bleibt, worin sie alle einander gleichen, nemlich die der Menschheit eigene Art der Organisation unsers animalischen Theils, und die Vernunftfähigkeit. Eine natürliche Folge dieser Gleichheit ist, daß jeder Mensch verbunden

ist, in jedem andern seine eigene Natur, seinen Bruder in der Schöpfung, anzuerkennen, und sich jeder Art von Verletzung des Rechts desselben an Selbsterhaltung und freyen Gebrauch seiner Kräfte zu enthalten. Man kann daher sehr richtig sagen, daß die Gleichheit, an welche alle Menschen gleichen Anspruch haben, in der Freyheit schon enthalten sey; und das große Lösungswort der Jakobiner, Sansküllotten und Anarchisten, Freyheit und Gleichheit, ist ein ganz unnöthiger, oder vielmehr ein bloß zu ihren geheimen Faktionsabsichten nöthiger Pleonasmus; denn mit dem Worte Freyheit ist schon alles gesagt. —

Eigentlich zu reden wird kein Mensch frey geboren; oder giebt es etwa in der ganzen Natur ein abhängigeres Geschöpf als ein neugebornes Kind? Ebenso gewiß ist, daß unsre Vernunftfähigkeit sich außer dem Stande der Gesellschaft nie entwickeln würde, und daß die sehr unvollkommne Art von Entwicklung, die der rohe Naturmensch auf den untersten Stufen des gesellschaftlichen Standes erhalten kann, dem Zweck der

Natur kein Genüge thut. Der unpolicirte Mensch ist nur so lange gut, bis eine Leidenschaft in ihm erregt wird; und alle seine Leidenschaften sind gewaltthätig, stürmisch und unbändig; seine Vernunft vermag wenig und meistens nichts über seine animalischen Triebe,

Jura negat sibi nata, —

und er lebt daher in immerwährender Unsicherheit und offner Fehde mit andern seines gleichen. Diefs treibt ihn zuletzt, früher oder später, in den Stand der policirten Gesellschaft; den einzigen der seiner Natur und Bestimmung gemäß ist, und ausserhalb dessen er schlechterdings nicht werden kann, was er in dem allgemeinen System der Wesen seyn soll. Er entsagt in diesem neuen Stande keinem seiner unverlierbaren Naturrechte, und erhält für das traurige Recht der Selbsthülfe, dessen er sich vermöge der Natur dieses Standes begeben muß, in der Garantie seiner Sicherheit, die der Staat auf sich nimmt, mehr als Ersatz. Er unterwirft sich, um seines eigenen Besten willen, einer Regierung nach Gesetzen; er soll und darf aber keinem andern gehorchen, als dem ewigen Gesetz der

Vernunft, und solchen positiven Gesetzen, die mit jenem in keinerley Widerspruch stehen. Kein Volk ist daher berechtigt, sich, weder für sich selbst, noch viel weniger für seine Nachkommen, der blossen Willkühr andrer Menschen zu unterwerfen. Absolute, oder despotische Demokratie, Aristokratie und Monarchie sind also drey gleich fehlerhafte und verwerfliche Regierungsformen, und würden, eben darum weil sie der menschlichen Natur Gewalt anthun, von keiner Dauer seyn können, wenn sie sich nicht, in ihrer innern Organization sowohl als in der Regierungsverwaltung, mehr oder weniger einer vermischten Form näherten, wenn die Gewalthaber sich nicht selbst die Hände bänden, und sich gefallen liessen, daß ihrer willkührlichen Macht durch Religion, altes Herkommen und Sitte, Rechte gewisser Korporationen, und festgesetzte Ordnung in der Justizpflege und Staatswirthschaft, Grenzen gesetzt würden, und das Ganze dadurch einige Selbstständigkeit erhielte. Da aber die Nothwendigkeit, zu Verhütung eines größern Übels ein kleineres, so lange bis es ganz unerträglich wird, zu ertragen,

von Seiten des V o l k s , und ein an blinden Gehorsam gewöhntes , gänzlich von ihm abhängendes Kriegsherr , von Seiten des D e s p o t e n , beynahe das Einzige sind , was in solchen Staaten die Sicherheit des V o l k e s sowohl als der R e g i e r u n g ausmacht , und die A u f h a l t u n g der furchtbaren Katastrophe größten Theils von der unbestimmbaren Wirkung nicht immer hinlänglicher moralischer Ursachen ²⁾ abhängt , die B e s c h l e u n i g u n g derselben hingegen durch einen alles mit sich fortreisenden Strom zufälliger Ereignisse bewirkt werden kann : so dringt uns schon die bloße S t a a t s k l u g h e i t mächtige und gebieterische Bewegungsgründe auf , solchen M ö g l i c h k e i t e n z u v o r z u k o m m e n , und f r e y w i l l i g zu thun , was zu spät ist , wenn man es gezwungen thun muß. Ich weiß wohl , daß Staaten so wenig als andre einzelne Körper ewig dauern können : aber es bleibt darum nicht weniger wahr ,

2) Z. B. von der Religiosität des Volks , seiner Liebe zu der Person des Fürsten , der Sorgfalt des Hofes , immer für *Panem et Circenses* zu sorgen , u. dergl.

dafs manche grofse Monarchie, die seit vier tausend Jahren aus der Reihe der Dinge verschwunden ist, durch Anwendung der gehörigen Mittel ihre Existenz um Jahrhunderte hätte verlängern können; und dafs nur ein Staat, worin die persönliche Freyheit des Bürgers und die Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums mit dem unverletzlichen und unbestrittenen Ansehen der Regierung durch ein unzertrennliches Band verknüpft, durch weise Grundgesetze hinlänglich bestimmt, und durch eine wohl berechnete Vertheilung der höchsten Gewalt gesichert sind, auf innere und äufsere Ruhe, allgemeinen Wohlstand, Respekt gebietendes Ansehen unter den übrigen Mächten, und langwierige Dauer mit einem hohen Grade von Gewilsheit rechnen kann. Der Ruhm, aus eigener Bewegung der Stifter einer solchen Staatsverfassung zu seyn, ist, wenn mich meine Ahndung nicht trügt, irgendeinem weisen und großmüthigen Könige in dem nächst kommenden Jahrhundert aufbehalten. Denn wie viele Ursache auch die Britten haben mögen, in dieser Hinsicht auf die ihrige stolz zu seyn, so zeigt doch ihr gegen-

wärtiges augenscheinliches Sinken, daß sie wesentliche Fehler in ihrer Anlage haben müsse, welche der verbessernden Hand der weisesten Klugheit bedürfen. Indessen könnte sie immer, da sie doch die einzige in dieser Art ist, einem künftigen Lykurg zum Muster dienen, sowohl dessen, was nachzuahmen, als was zu vermeiden oder besser zu machen wäre.

Gismund.

Sie haben Ihr Wort gehalten, mein Freund. Möchte doch Ihnen und mir die Freude werden, den Tag, sollt' es auch der letzte unsers Lebens seyn, zu sehen, da ein großer Fürst — der durch eine solche That alle Trajane und Mark-Aurele weit hinter sich liesse — Göttern und Menschen dieß herrliche Schauspiel zu geben großherzig genug wäre! Wie wohl getröstet könnten wir dann dieses Leben verlassen, um unsern Vätern die frohe Nachricht zu bringen, daß es einen Staat in Europa gebe, wo es ihren Enkeln erlaubt und möglich sey, im sichern Schatten eines ewig feststehenden Throns als freye, gute und glückliche Menschen zu leben!

VI.

Die Universal-Demokratie.

Frankgall.

Nun, Holger, was sagst du zu der neuen Europäischen Demokratie?

Holger.

Was für einer neuen Demokratie? Wo wäre die? Wie hiefse sie?

Frankgall.

Du hörst ja, Europa.

Holger.

Europa eine Demokratie?

Frankgall.

Sie liegt zwar noch auf dem Amboss;
aber unsre Cyklopen sind scharf darüber

her, und gedenken, noch ehe man 1800 zählt, damit zu Stande zu kommen.

H o l g e r.

Da müßten sie hurtig arbeiten.

F r a n k g a l l.

Dünkt dich die Zeit zu kurz? Bedenke daß es nur einen Tag brauchte, um den vierzehnhundertjährigen Französischen Königsthron umzuwerfen; nur einen Tag, um dem alten Bräutigam der Adriatischen See sein einst so mächtiges Horn abzustoßen; nur einen Tag, um die dreyfache Krone des Halbgottes, der einst die größten Monarchen zu seinen Füßen sah, in eine Freyheitsmütze zu verwandeln! Glaube mir, das Wenige, was noch zu thun ist, dünkt uns die leichteste Sache von der Welt.

H o l g e r.

Wohl nicht ganz so leicht, als die Herren Bürger sichs einbilden. — Wenn ihr euch doch die lächerliche Kinderey abgewöhnen wolltet, von den Hühnern, die aus noch ungelegten Eyern kriechen sollen, zu reden als ob sie schon da wären, und die Haut des Bären zu verhandeln, den ihr erst noch zu schießen gedenkt!

Frankgall.

Das nennst du Kinderey? Da irrest du dich mächtig, mein guter Holger! Diese vermeinte Kinderey ist einer von den politischen Handgriffen, womit man bey einem Volke, wie das unsrige, Wunder thut. Wir haben ihn den alten Römern abgelernt. Indem wir uns das, was noch zu thun ist, so leicht vorstellen, und den glücklichen Erfolg so gewiß nehmen als ob er schon da wäre, so ist nicht nur die Arbeit selbst, durch den guten Muth womit wir sie angreifen, schon halb gethan, sondern eben darum, weil wir uns nicht auslachen lassen wollen, weil wir unsre Ehre für den Ausgang verpfändet haben, und entweder siegen oder uns selbst für Gecken erklären müssen, so ist Sieg oder Tod immer unser Losungswort, und wir siegen, weil wir keinen Augenblick daran zweifelten, daß wir siegen würden.

Holger.

Ihr seyd gefährliche Leute, das ist gewiß; und daher kann es auch nicht anders kommen, als daß endlich die ganze Welt wie ein einziger Mann gegen euch aufstehen wird.

Frankgall.

Die ganze Welt? Davon geht nun gleich fürs erste manches groſſe Stück ab. Du meinst doch nicht, daſs wir uns vor den Türken, Persern und Mongolen, oder vor den Kaisern von Siam, Japan und Monomotapa fürchten sollen?

Holger.

Als ob nicht in Europa selbst noch Mächte wären, die bis jetzt eben keine groſſe Lust zeugen, sich von euch demokratisieren zu lassen!

Frankgall.

Ob sie Lust dazu haben oder nicht, gilt uns gleich viel. Wir haben schon manches durchgesetzt, wozu sie eben so wenig Lust hatten.

Holger.

Ihr habt freylich noch vier bis fünf Millionen Knaben, Jünglinge und Männer, die ihr an die Schlachtbank führen könnt, wenn euch nichts daran gelegen ist, am Ende eine bloſſe Amazonen - Republik übrig zu behalten, mit der wir wohl auf die eine oder andere Art fertig werden wollen.

Frankgall.

Du vergissest, lieber Holger, daſs die

vier oder fünf Millionen, die du uns todt machen willst, nicht aus Papierschnitzeln zusammen geleimt sind. Bis es so weit kommt, daß unsre Eleganten, Incroyabeln und Mervelliösen mit dem Bajonet arbeiten lernen müssen, werden eure Sechskreuzerhelden wohl auch sehr zusammen geschmolzen seyn. Aber dahin soll es nicht kommen, mein Freund! Siehst du denn nicht, wie einige unsrer furchtbarsten Feinde — oder Freunde, denn das sagt ungefähr gleich viel, wie du weißt — uns selbst in die Hand arbeiten? Meinst du, wir hätten ihre blinde Seite nicht schon längst ausfündig gemacht, und wüßten nicht, wie es im Inwendigen dieser prächtigen Kolossen aussieht? wir sähen nicht wie sehr sie sich fürchten, wie schwankend ihre Meinungen, wie ungewiß ihre Entschlüsse, wie planlos ihre Maßregeln sind? wie wenig einer dem andern traut, und, was noch schlimmer für sie ist, wie wenig Vertrauen sie in sich selbst setzen?

H o l g e r.

Was du nicht alles siehst!

*L'homme de bien, qui voyez tant de choses,
Voyez-vous point mon veau?*

In der That, mein lieber Seher, liegt es nur an dir, wenn du nicht noch weit mehr siehest. Ich, zum Exempel, sehe Monarchien, die noch ihre ganze Stärke ungeschwächt beysammen haben; andere, deren Hülfquellen zwar angegriffen, aber so unermesslich sind, daß es nur auf die Kunst sie recht zu benutzen ankommt; noch andre, die nur aus ihrem tiefen Schlaf zu erwachen brauchen, um zu fühlen, daß sie Kräfte genug haben, sich für ihr Leben zu wehren. Ich sehe die große Beherrscherin der Meere, mit dem Reichthum der ganzen Welt in ihrem unerschöpflichen Füllhorn, euern ungeheuern Anstalten und noch ungeheuern Rodomontaden einen unbeweglichen Muth entgegen stellen, und, eurer Deklamationen und Trugschlüsse und falschen Ausrechnungen das Interesse der Nationen spottend, die übrigen großen Mächte Europens durch das stärkste aller Bande, den Trieb der Selbsterhaltung, an ihr Interesse fesseln, und sie zu einer Vereinigung ihrer Kräfte vermögen, die einen gewaltigen Strich durch euere Rechnungen machen wird. Ich sehe Völker, die noch fest an ihren glücklichen Vorurtheilen, an der

Religion ihrer Väter und an der Treue gegen ihre Erbfürsten hangen, und sich durch die schalen Blendwerke, Wortspiele und Sirenentöne, womit es euern Rednern eine Zeit lang gelungen ist, euer eigenes Volk und etliche andere zu täuschen, nie bethören lassen werden; am wenigsten seitdem euere Gewalthaber aller Klassen die ganze Welt durch ihre Handlungen unterrichtet haben, daß die Freyheit, die ihr uns aufdringt, Sklaverey, euere Gleichheit Anarchie, und euere Freundschaft eine Braut von Korinth ist, die nicht eher abläßt, bis sie dem Unglücklichen, den sie mit ihren kalten Armen umschlungen hält, alles Blut aus den Adern und alles Mark aus den Knochen gesogen hat.

Frankgall.

Ich bitte dich, alter Freund, laß es an dem, was du da gesehen hast, genug seyn, und erlaube mir, bevor du dich in eine völlige Fieberhitze hinein deklamierst, dich, wo möglich, durch eine ganz gelassene Übersicht dessen, was zunächst vor uns liegt, wieder so viel abzukühlen, daß dir auch das entferntere etwas deutlicher erscheine, als es deine

gegenwärtige Erhitzung zuläfst. Denke nicht, daß uns die neue Koalition, womit du uns bedrohest, verborgen seyn könne. Wir haben, bey allem unserm anscheinenden Leichtsinn und Übermuth, einen scharfen Blick; und wenn wir uns nicht fürchten, so kommt es bloß daher, weil wir auf alles gefaßt sind. Soll ich dir unser großes Geheimniß verrathen? Ich darf es, weil meine Verrätherey euch nichts helfen wird, und uns also nicht schaden kann. Simsons Stärke bestand in seinen Haaren; wurden ihm diese abgeschnitten, so war er nichts als ein gemeiner Mensch: daher hätte er sein Geheimniß niemand, am allerwenigsten der schönen Delila, entdecken sollen. Aber unser Geheimniß gleicht den Sprüchen der Sieben Weisen,¹⁾ die jedermann auswendig weiß, und darum doch nicht weiser ist, wiewohl die Quintessenz aller praktischen Weisheit in ihnen verborgen liegt. Also kurz und gut, unser Geheimniß ist, daß wir den Werth und die Wichtigkeit der moralischen Ursachen

1) Z. B. Kenne dich selbst — Nichts zu viel — Alles zur gelegnen Zeit — Sieh aufs Ende, u. s. w.

kennen, und ihre Wirkung immer mit dem Stofs der mechanischen Kraft gehörig zu kombinieren wissen. Damit allein haben wir die Dinge gethan, die ihr als Wunder anstauntet und euch nicht erklären konntet, wiewohl nichts begreiflicher ist. — Warum z. B. fürchten wir uns wenig vor einer neuen Koalition? Vermöge einer ganz einfachen Ausrechnung, von deren Richtigkeit wir gewifs sind. Wir rechnen mit ruhiger Sicherheit darauf, daß jeder sich selbst der nächste ist; daß niemand, ohne dringendste Noth seine eigene Existenz daran setzt, einem entfernten Freunde zu helfen, der durch die kleinste Veränderung der Umstände ein Feind werden kann. Wir rechnen darauf, daß das eigene Interesse jeder einzelnen Macht einer solchen Vereinigung Schwierigkeiten entgegen setzt, welche, wenn sie auch endlich auf die Seite geschafft würden, immer, als verborgene Gewichte und Hemmketten, die volle Wirkung derselben zurück halten würden. Wir rechnen darauf, daß unter allen unsern falschen Freunden keiner ist, der des Friedens nicht so bedürftig wäre, daß das dringende Gefühl dieses Bedürfnisses die

entfernten und ungewissen Betrachtungen, die ihn zu Erneuerung des Kriegs bewegen könnten, weit überwiegen muß; und daß diejenigen, die uns als Feinde am gefährlichsten wären, da sie entweder ihre eigenen Plane zu verfolgen, oder fremde zu vereiteln haben, immer mehr Vorthail dabey sehen, unsre Freundschaft zu suchen, als unsere Rache zu reitzen. Gesetzt aber auch, es gelänge der Politik und dem Golde unsers einzigen noch übrigen Feindes, alle diese Hindernisse zu heben, so rechnen wir darauf, daß unser Geschäft schon gethan seyn wird, ehe jene mit den Anstalten, uns daran zu hindern, fertig sind. Überdiess sind wir sicher, daß uns niemand, ohne zu Schanden dabey zu werden, auf unserm eigenen Grund und Boden angreifen kann; und damit diess gar nicht mehr möglich sey, haben wir uns mit neuen Barrieren umgeben, an welchen unsre künftigen Feinde sich die Zähne schon lange zuvor stumpf gebissen haben werden, ehe sie unsre alte Grenze erreichen, wo ein neuer, sehr ungleicher Kampf erst von vorn angehen würde. Auch will ich dir nicht verbergen, guter Holger, daß wir ein

wenig darauf rechnen, daß, wenn man uns dazu reitzen sollte, wenigstens zwey Drittel von Germanien in eben so kurzer Zeit demokratisirt seyn sollen als Helvetien und der Kirchenstaat, die sich vor etlichen Monaten noch so wenig, als ihr in diesem Augenblicke, davon träumen ließen, daß der jüngste Tag ihnen so schnell, wie ein Dieb in der Nacht, über den Hals kommen würde. Hast du an dem allen genug, alter Freund, oder soll ich dir noch mehr sagen?

H o l g e r.

Gesetzt also, daß eure politischen Rechnungen richtiger kalkulirt wären, als man es von euern ökonomischen glaubt, was wäre denn also euer Plan, wen man fragen darf?

F r a n k g a l l.

Warum nicht? Das ist gerade eines unsrer größten Geheimnisse, daß wir kein Geheimniß aus unsern Planen machen; wiewohl ich eben nicht jedem rathen möchte, es uns nachzuthun. Unsre Meinung ist, auf dem festen Lande mit der ganzen Welt Friede zu machen; zwar auf unsre eigenen Bedingungen, doch so, daß jeder, an dem uns etwas gelegen ist, sei-

ne Rechnung dabey finde. Weil nicht alle Leute so hurtig sind wie wir, so werden wir, indessen dafs an besagtem Frieden gearbeitet wird, unser Landungsprojekt —

Holger (im in die Rede fallend.)

Das scheint in der That jetzt die Lieblingsunterhaltung euerer ganzen Nazion zu seyn, wie ehemahls die Eroberung Siciliens das einzige war, woran die Athener wachend und schlafend dachten, wovon sie sprachen, wovon sie alle Vortheile ausgerechnet hatten, worauf sie tausend glänzende Spekulationen gründeten, und was sie für so unfehlbar hielten, dafs, wer sich unterstanden hätte, den geringsten Zweifel in den Erfolg zu setzen, seines Lebens nicht sicher unter ihnen gewesen wäre. Wenn es euch nun mit euerm Lieblingsprojekte ginge wie den Athenern mit dem ihrigen?

Frankgall.

So hätten wir einen Gelust gebüßt, und doch immer, mit einem etwas starken, aber einen Staatskörper wie der unsrige noch bey weitem nicht erschöpfenden Aderlaß, unserm ohnehin schon durch überspannte Anstrengungen entkräfteten Erbfeind Wunden geschlagen, wovon er

sich so bald nicht wieder erhohlen würde. Aber sey versichert, Holger, wenn wir nur einmahl auf Englischem oder Irischem Boden stehen, so wollen wir der Welt bald zeigen, daß wir etwas mehr als Athener sind.

Holger.

Wenigstens werdet ihr darin weiser als sie seyn, daß ihr euern Buona-
parte, wenn er auch beschuldiget würde, allen Marienbildern, die noch in Frankreich übrig seyn mögen, die Nasen abgeschnitten zu haben, nicht deswegen vorladen und zurück berufen würdet, wie die Athener dem Alcibiades thaten; wiewohl nur Er allein ihren Lieblingsplan auszuführen im Stande war. Gesetzt aber, es gelänge euch, England, Schottland und Irland zu erobern, und in eine, zwey, oder drey Republiken nach euerm Bilde umzuschaffen: so fehlten denn doch wenigstens noch zwey gute Drittel, bis ihr ganz Europa demokratisiert hättet.

Frankgall.

Ich verlange auch eben nicht, daß du mir meine Worte so gar buchstäblich auslegest; wiewohl mit Hülfe der Zeit viel geschehen wird, was sich nicht auf ein-

mahl bewerkstelligen läßt. Genug, daß wir bereits hinlängliche Beweise gegeben haben, daß das berühmte

*Tu regere imperio populos,
Romane, memento!*

das lange zuvor, eh' es dem Virgil einfiel einen Hexameter daraus zu machen, mit Flammenzügen in die Seele eines jeden Römers geschrieben war, das große Geschäft ist, wozu wir uns berufen fühlen, und das wir, auf eben dem Wege und durch eben dieselben Mittel, wie die Römer, auszuführen wissen werden.

Holger.

Auf die neuen Römer werdet ihr euch dabey wohl keine große Rechnung machen?

Frankgall.

Schwerlich! wiewohl sie uns gute Dienste thun können, um den Rest von Italien vollends demokratisieren zu helfen. Denn wir tragen kein Bedenken, die ganze Welt wissen zu lassen, daß wir mit unsern Freunden und Alliirten auf keinen andern Fuß zu leben gedenken, als die alten Römer mit den ihrigen. Die

Natur unsrer Revolution und unsre ganze Stellung gegen die übrige Welt erfordert nun einmahl, daß unsre Republik eine militärische sey. Sie ist eine Tochter der Gewalt, und kann sich nur durch Gewalt erhalten. Aber eben das, was eine nothwendige Bedingung ihres Daseyns ist, wird, durch eine natürliche und unfehlbare Folge, die Quelle einer Obermacht seyn, welcher alle andre Völker werden huldigen müssen. Eine große Nation, die immer in Waffen ist, den Krieg als ihr eigenes Handwerk treibt, und immer Krieg führen kann, weil sie ihn bloß auf Kosten ihrer Feinde und Freunde führt, muß nothwendig endlich alle übrigen zu ihren Füßen sehen. Und mit welchem Grunde könnten sich unsre Freunde und Verbündeten darüber beklagen, daß sie zu unsrer Größe beyzutragen verbunden sind? Da wir ihnen gern erlauben werden, von ihren Naturprodukten, ihrem Kunstfleiß und ihrer Lage zur Handlung, unter unserm Schutz, alle nur mögliche Vortheile zu ziehen; da wir ihnen alle Quellen des Reichthums, die wir selbst vernachlässigen, zu benutzen überlassen, weil bey uns alles, so-

gar die Künste und Wissenschaften, bloß militärisch seyn wird: so ist nicht mehr als billig, daß sie unsre Armeen unterhalten, und so oft wir Geld brauchen, unsre Schatzmeister sind. Wenn wir nun vollends, durch Demüthigung oder gänzliche Vertilgung unsrer großen Nebenbuhlerin, den Erderschütternden Dreyzack in die Hand bekommen haben werden, wo wäre denn noch die Monarchie, die nicht unsre Freundschaft auf jede leidliche Bedingung suchen müßte? Wo die Macht, die uns zum Kampf heraus fordern dürfte? Sind wir aber erst so weit, so können wir das übrige, was an der vollständigen Ausführung unsers Hauptplans noch fehlt, den Rathgebern, Günstlingen und Höflingen der Könige ruhig überlassen; sicher, daß sie, wie gewöhnlich, (wiewohl ganz gegen ihre Meinung und Absicht) mehr für uns thun werden, als wir verlangen könnten, wenn wir sie mit schwerem Gelde dafür bezahlen.

Holger.

Auf das alles habe ich zwey Dinge zu antworten, mein lieber Projektmacher. Fürs erste hat, glücklicher Weise, die

Natur selbst dafür gesorgt, daß ihr, wenn ein so ausschweifender Plan auch wirklich der eurige wäre, in dem Nazionalcharakter eueres eignen Volkes ein Hinderniß finden werdet, das euch mehr zu schaffen geben und weniger überwindlich seyn wird, als alle äußerlichen zusammen genommen. Wenn ihr der Beweise dieser Wahrheit nicht schon so viele hättet, bedürfte es wohl eines stärkern, als die unbegreifliche Gleichgültigkeit ist, womit der größte Theil eurer Bürger die Fakzionen entscheiden läßt, wer die Nazion repräsentieren soll? Könnte etwas ungereimter seyn, als auf die Grundsätze und Gesinnungen eines Volks, das sein wesentlichstes Interesse mit einem solchen Leichtsinne behandelt, Staat zu machen, und ihm alle die Festigkeit, Energie und Beharrlichkeit zuzutrauen, die ein solcher Plan bey ihm voraussetzt? Ihr seyd so wenig zu Republikanern und Nachfolgern der alten Romuliden gemacht, daß, wenn ein paar Armeen sich morgen für einen König erklärten, euer ganzes Volk, die Jakobiner und Terroristen abgerechnet, *vive le Roi*

schreyen würde, so lange noch ein Laut aus ihrer Kehle ginge.

Frankgall.

Das könnte möglich seyn; aber daß es nicht wirklich werde, dafür, glaube mir, ist vor der Hand gesorgt. Wer kennt unser Volk besser als wir selbst? Sey versichert, mein guter Holger, daß die zum Theil sehr hellen Köpfe, die an der Spitze unsrer Republik stehen, genau wissen, wie das Volk manipuliert werden muß, und auf welche von seinen Eigenschaften sich rechnen läßt. Sie wissen sehr gut, ob sie schon in ihren Adressen an die Franzosen das Gegentheil zeigen, daß die große Mehrheit der Nation im Herzen königisch gesinnt ist: aber was liegt daran, so lange die Armeen aus eifrigen Republikanern zusammen gesetzt sind, und unsre Regenten, um sie immer in dieser guten Stimmung zu erhalten, auch immer dafür sorgen werden, daß es ihnen an Gelegenheit sich um das Vaterland verdient zu machen (wie wir's nennen) nie fehle! So lange dieß geschieht, wird unser Volk, das sein großes Bedürfnis, regiert und sogar despotisiert zu werden, lebhafter fühlt als irgend ein anderes, sich ver-

möge eben dieser leichtsinnigen Apathie, die du ihm mit Recht vorwirfst, auch der republikanischen Regierung so lange geduldig unterwerfen, als das Direktorium die Bedingungen auch nur halbweg erfüllt oder nur erfüllen zu wollen scheint, unter welchen jedes Volk in der Welt sich von einem jeden beherrschen läßt, der die Zügel einmahl in den Händen hat.

H o l g e r.

Ich bitte dich, nicht zu vergessen, daß euer Volk ein wenig veränderlich, muskisch und wetterlaunisch ist, und bey der geringsten Veranlassung eben so schnell aus der gedankenlosesten Schlaffheit zur leidenschaftlichsten Schwärmerey überspringt, als es aus dieser, wenn sie verrotbt hat, in jene zurück sinkt.

F r a n k g a l l.

Daher ist freylich auf Seiten derer, die uns regieren wollen, Kunst, Vorsicht und Festigkeit nöthig; und auch damit würden unsre Fünfmänner nicht auslangen, wenn sie nicht die Klugheit hätten, den übrigen Ingredienzien ihrer Staatsverwaltung immer noch ein wenig Terrorism beyzumischen. Unser Volk muß behandelt werden wie ein stolzes und ra-

sches Pferd, dem man immer schmeicheln und liebkosen, aber auch immer den Schatten der Gerte zeigen muß.

Holger.

Und so hättest du mir also alle Auswege abgeschnitten, und die Universal-Demokratie wird, alles Einwendens und Sträubens ungeachtet, über kurz oder lang in euern Händen seyn? — Nun, wenn es denn so seyn muß, was bleibt mir übrig, als den heiligen Anker auszuwerfen, und —

Frankgall.

— wie die Solothurner, zu hoffen, daß der heilige Sankt Urs mit einer Halbbrigade Engel vom Himmel herab stürzen, und die verruchten Feinde der Götter und der Menschen mit seinem flammenden Morgenstern zu Boden schlagen werde? Sey ein Mann, alter Freund, spare deinen heiligen Anker auf irgend einen verzweifelten Nothfall, und nimm deine Zuflucht nicht eher zu den Zaubermitteln der Einbildungskraft und des Glaubens, bis die Natur keine Hülsquelle mehr hat, und die Vernunft wirklich keine Möglichkeit entdecken kann, dem gefürchteten Unglück zu entgehen. Aufrich-

tig gegen dich zu seyn, lieber Holger, ich selbst, wiewohl ich, der Pflicht eines guten Bürgers zu Folge, mit der gegenwärtigen Verfassung und Regierung meines Vaterlandes zufrieden bin, — weil es nicht in meiner Macht steht ihm eine bessere zu geben, — bin kein so abgöttischer Verehrer unsrer Konstitution, daß ich glauben sollte, es sey außer ihr kein Heil für die Menschheit; oder daß ich die Universal-Demokratie, womit ich dich erschreckt habe, nicht für den letzten Schritt zu einer allgemeinen Barbarey und Verwilderung ansehen sollte. Aber ehe es mit dem bereits so aufgeklärten und durch eigene und fremde Erfahrungen so sehr gewitzigten Europa zu dieser Extremität kommen müßte, giebt es wohl noch mehr als Einen Ausweg, und ich selbst — dem du es wohl nicht angesehen hättest — weiß dir ein sehr einfaches, der Stufe unsrer Kultur würdiges, leicht auszuführendes, und, wie mich dünkt, unfehlbares Mittel, dem Übel zuvorzukommen.

Holger.

O du großer und benedeyeter Helfer in der Noth, sage an, was hast du uns noch für ein Arkanaum im Rückhalt, wel-

ches, wenn es diese Eigenschaften hätte, dem Stein der Weisen selbst an Werth gleich zu schätzen wäre?

Frankgall.

Rathe.

Holger.

Davus sum non Oedipus.

Frankgall.

Im Ernst, du kannst es nicht errathen?

Holger.

In ganzem Ernst, nein!

Frankgall.

Es kann nichts leichteres und einfacheres erdacht werden.

Holger.

Du machst mich ungeduldig.

Frankgall.

Wenn ich dir gesagt habe, so wird mirs damit gehen, wie dem Entdecker der neuen Welt mit dem Geheimniss, ein Ey auf die Spitze zu stellen: du wirst lachen und sagen, ists nichts als das?

Holger.

Ich bitte dich, laß es gut seyn, und quäle mich nicht länger.

Frankgall.

Nun so wisse denn, Freund Holger, es ist nicht mehr und nicht weniger, als der

einfältige wohlgemeinte Gedanke: die noch übrigen unumschränkten Könige sollten freywillig und aus eigner Bewegung —

Holger.

— von ihren Thronen herab steigen und ihre Souveränität dem Volk überlassen?

Frankgall.

Nein! nur — die Verfassung von Großbritannien in ihren Reichen einführen.

Holger.

Und dadurch, glaubst du, würden sie und ihre Unterthanen glücklicher seyn, und der Katastrophe, die du nur erst als unvermeidlich zeigtest, entgehen? Soll etwa die beneidenswürdige Glückseligkeit der Britten, ihre Zufriedenheit mit ihrer gegenwärtigen Regierung, der blühende Zustand ihrer Finanzen und ihrer Staatsschuld, und ihre tiefe Sicherheit vor den Folgen der ihnen angedrohten Landung, unsre Monarchen zu einem so beyspiellosen Schritte reitzen?

Frankgall.

Die Brittische Konstitution ist vortrefflich; darin stimmten die größten Denker und Staatskundigen unsers Jahrhunderts

immer überein: aber sie war das Werk des Moments, und sie hat (wie unsre Konstitution von 1795) Fehler, deren Wichtigkeit nur die Erfahrung entdecken konnte, und für deren natürliche Folgen sie jetzt büßen. Natürlicher Weise müßten alle diese Mängel und Gebrechen vermieden werden. So ist z. B. das Parlament in England nicht frey genug; denn der Einfluß des Hofes neutralisiert beynahe alles, was auch eine wirklich vaterländisch gesinnte Opposition zum Besten der Nation wirken könnte. Unsre Konstitution von 1791 setzte die königliche Würde viel zu tief herab, so tief, daß der Thron, und sie mit ihm, fallen mußte: hingegen ist die Macht der Brittischen Krone so groß, daß sie ihre unbestimmten Grenzen, auf Unkosten der Volksrechte, so lange erweitern kann, bis für diese gar kein Raum mehr übrig bleibt. Der König also, der den großen und wohlthätigen Gedanken faßte, seinem Volke aus eigener Bewegung eine Konstitution zu geben, worin Freyheit mit Ordnung und Sicherheit unzertrennlich verbunden wäre, müßte Einsicht und Seelengröfse genug haben, um sich selbst,

und denen, die entweder als seine Rathgeber und Vollzieher seines Willens an der Regierung Theil haben, oder deren Werkzeug er, ohne es gewahr zu werden, selbst ist, die zur Sicherheit und zum Glück des Staats nöthigen Schranken zu setzen, ohne darum die Majestät des Throns zu verletzen, und das königliche Ansehen den Eingriffen herrschsüchtiger und eigennütziger Volksvertreter preis zu geben.

Holger.

Hierin die richtige Mittelstrasse zu treffen, dürfte schon in der bloßen Theorie weit schwerer seyn als du dir vorstellst.

Frankgall.

Ganz und gar nicht: im Wollen allein liegt die Schwierigkeit. Dafs sich für uns Adamskinder keine ganz vollkommene, alle Knoten rein auflösende, alle Forderungen der Vernunft erfüllende, keiner Reibung, keiner Schwächung ihrer Springfedern unterworfenene, mit Einem Worte keine ewige und unvergängliche Staatsverfassung erdenken lasse, versteht sich von selbst. Die beste ist — die mit den wenigsten Gebrechen behaftete. Um die Brittische Konstitution so fehlerfrey zu machen als

irgend ein Menschenwerk seyn kann, bedürfte sie nur weniger Modifikationen. — Mehr Gleichheit in der Representazion — eine kürzere Dauer jeder Parlamentssitzung — eine bessere Polizey bey der Wahl der Representanten — und eine Einschränkung des königlichen Vorrechts, so viel Mitglieder des Oberhauses zu machen, als dem König oder den Ministern beliebt; — schon allein diese Verbesserungen würden eine treffliche Wirkung thun.

H o l g e r.

Wenn du etwa einen König finden solltest, der deinem Rathe Gehör gäbe, so bitte ich dich, auch eine kleine Einschränkung des Rechts, nach Willkühr mit andern Mächten Handel anzufangen, oder Verbindungen einzugehen, wovon sein unschuldiges Volk am Ende das Opfer wird, nicht zu vergessen. Die Billigkeit, daß die Nazion zu einer sie so nahe betreffenden Sache auch ein Wort zu reden habe, leuchtet, hoffentlich, von selbst in die Augen —

F r a n k g a l l.

Erinnre dich, lieber Freund, daß hier nichts zu rathen ist, und daß mein Ar-

kanum nur dann helfen kann, wenn man aus eigener Bewegung Gebrauch davon machen wollte.

Holger.

So besorge ich sehr —

Frankgall.

Besorge lieber nichts. Wir haben seit zehn Jahren noch weit unwahrscheinlichere Dinge erlebt. Laß uns vielmehr hoffen, was wir wünschen; und da wir doch wenig mehr als nichts zum Besten der Welt zu thun vermögen, wenigstens nicht verzweifeln daß alles noch besser werden könne;

Et vogue la galere

Tant que pourra voguer!

Ende des achtundfunfzigsten Bandes.

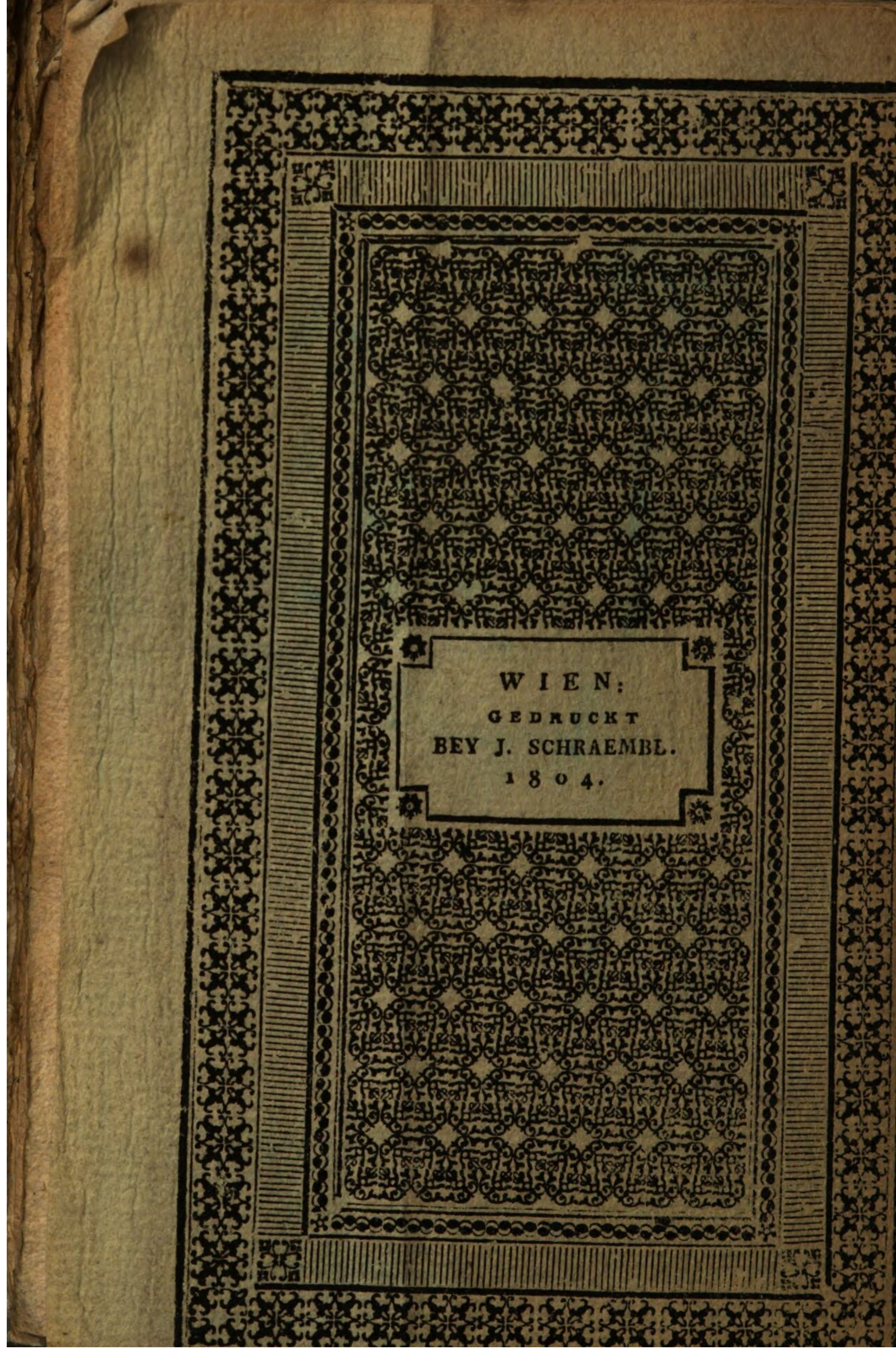


LD

Wieland

58

~~107-229~~



W I E N:
G E D R U C K T
B E Y J. S C H R A E M B L.
1 8 0 4.

Wieland, Christoph Martin,

Sämmtliche Werke

Bd.: 58.

Wien 1804

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5886 -105

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261667-7

VD18 15525481-001